

TagesWoche

N° 33

Freitag, 24.08.2018

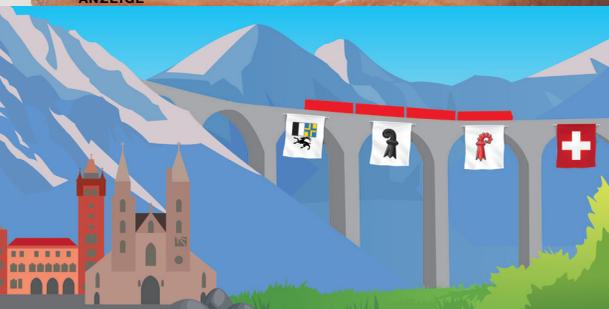
CHF 5.-

Streitkultur / S. 6

«Negro»- und #MenAreTrash-Debatte zeigen: Es braucht konstruktivere Formen der Auseinandersetzung.

WIR MÜSSEN REDEN

ANZEIGE



Liebe Basler.
Höchste Zeit, Graubünden
besser kennenzulernen.

Im September profitieren Sie
von exklusiven Mehrwerten.

www.rhb.ch/basel

graubünden



Für alle, die sich ihre
Meinung selber machen.

**Offenheit, Meinungsvielfalt und
Unabhängigkeit. Wie viel ist Ihnen das Wert?
Abonnieren Sie jetzt.**

Sicherheit / S. 34

FOTO: CARMEN WONG FISCH



Nach dem Brand am Kleinhüninger Hafen haben die Behörden rasch Entwarnung gegeben. Doch bei vielen bleibt ein ungutes Gefühl. Können wir den Experten trauen?

Markus Somm / S. 20

FOTO: H.-J. WALTER



Der scheidende Chef der «Basler Zeitung» zieht nach acht Jahren am Rhein Bilanz.

Fair-Food-Initiative / S. 30

FOTO: ELENI KOUGIONIS



Nationalrätin Maya Graf erklärt, wie die Vorlage unsere Ernährung verbessern soll.

Ruedi Bachofner
Georg Kreis
Knackeboul
Wochenschau
Bestattungen
Kinoprogramm
Wochenendlich
Kreuzworträtsel
Impressum

S. 4
S. 12
S. 16
S. 26
S. 32
S. 40
S. 41
S. 42
S. 42

Universität Basel / S. 18

Als 2017 der neue Leistungsauftrag für die Uni vorgestellt wurde, war klar: Es geht ans Eingemachte. Jetzt ist bekannt, welche Fächer der Sparhammer als Erste trifft.



Renato Beck
Co-Leiter
Redaktion

Schlechte News vom Medienplatz Basel

Die Woche begann schlecht für den Basler Medienplatz. Christian Heeb verkündete das Ende seines News-Projekts, Barfi.ch stellt den Betrieb ein (S. 26). 17 Personen verlieren ihren Job und Basels Medienkonsumenten eine Alternative. Nun war «Barfi» publizistisch selten eine Bereicherung – warum also sollt uns sein Scheitern kümmern?

Noch vor Ende Jahr dürfte die «Basler Zeitung» aus den Händen von Christoph Blocher ins Portfolio des Medienkonzerns Tamedia wandern. Die politische Färbung in der Lokalberichterstattung wird sich kaum ändern, das deutet Chefredaktor Markus Somm im Abschiedsinterview an (Seite 20). Der Rest des Blatts wird künftig aus dem zusammengezimmert, was die Tamedia-Zentrale als wichtig erachtet. Aber ist nicht die Hauptsache, dass Blocher aus der Stadt vertrieben wurde?

Ausserdem hat die BaZ ja noch einen gut ausgestatteten Konkurrenten in Basel, die «bz Basel». Nun herrscht aber im Aargauer Mutterhaus AZ Medien grosse Ratlosigkeit, was auf dem Basler Medienplatz zu tun sei. Deshalb lässt man einen ehrgeizigen FDP-Politiker auf die Zeitung Einfluss nehmen (Seite 24). Aber was gehen uns die internen Probleme der «bz Basel» an?

Über die unsichere Zukunft der TagesWoche wurde an dieser Stelle wiederholt berichtet. Wie es weitergeht, wissen wir nicht. Ja, und?

Ja, und! Noch hat Basel die vielfältigste Medienszene der Deutschschweiz. Doch das könnte sich bald ändern. In zwei Jahren, fürchte ich, werden wir uns zurücksehen in die Zeit, in der noch journalistischer Wettbewerb herrschte. Vielleicht werden wir uns an die Debatte um ein rassistisches Logo einer Guggenmusik erinnern. Die BaZ schimpfte über Political Correctness, die «bz Basel» störte sich an der Verächtlichmachung des «alten weissen Mannes» und wir versuchen zu erklären, warum sich Mitmenschen an diesem Logo reiben (ab Seite 6). Drei Zeitungen, drei Perspektiven, drei Argumentationslinien.

Für eine Stadt wie Basel ist diese Vielfalt essenziell. Eine Monopolmeinung würde die Gesellschaft gefährlich schädigen: Sterben die Medien, stirbt auch der offene Diskurs. ×

Ruedi Bachofner

von Rahel Meshorer-Harim

Seit 30 Jahren führt Ruedi Bachofner mit seiner Frau Andrea den «Coiffeur zem goldige Schärli». Denkt er an früher, dann packt ihn die Wehmut.

Ruedi Bachofner ist schon im Iselin-Quartier aufgewachsen. «Früher hatte ich mal eine goldene Schere», erklärt er den Namen des Salons, «die ist aber nicht mehr zeitgemäss». Der 66-Jährige lacht und seine grauen Schnurrbartspitzen zittern vergnügt. «Eine Zeit lang sagte man früher übriges Haarschneiderei oder Heerlifilzer. Aber auch das ist nicht mehr zeitgemäss.»

Damals, da habe man sich im Gewerbe noch gegenseitig unterstützt. Doch inzwischen finde kaum mehr ein Dialog untereinander statt. Wenn Bachofner erzählt, hört man sie heraus, die leise Frustration.

Das Iselin hat sich verändert

Heute soll der Coiffeurtermin sofort und nicht erst übermorgen möglich sein; viele wollen auf dem Nachhauseweg etwas im Stehen essen oder es gleich mitnehmen; Filialen mit grossem Angebot und langen Öffnungszeiten haben Tante Emma verdrängt. Die Welt ist sprunghaft geworden.

Die ethnische Diversität im Iselin-Quartier trage ihren Teil dazu bei. Viele, so Bachofner, blieben unter sich. Die türkischen Lebensmittelhändler gehen zum türkischen Coiffeur, die thailändischen Angestellten essen im Restaurant ihrer Landsleute und die Schweizer Gewerbler tun es ihnen mittlerweile gleich.

Nicht nur der Blick zurück stimmt Bachofner wehmütig, auch die Zukunft bereitet ihm Sorgen: «Um ein Gewerbe zu eröffnen, braucht es keine wirkliche Ausbildung mehr; hier ein Kurs, dort ein Wirtepatent, das wars. Aber mit diesen Qualifikationen kann man nicht ausbilden. Das wird sich in der Situation für angehende Lehrlinge niederschlagen.» Bachofner betont aber: «Dies betrifft das Gewerbe – gegen die Menschen als Privatpersonen, egal woher, habe ich überhaupt nichts.»

Fehlt ihm der Dialog im Quartier, so erlebt der Coiffeur ihn doch immer noch jeden Tag bei seiner Arbeit. Die Wände des Salons sind in angenehmem Lila gehalten, die Bäume werfen tanzende Schatten an die Wand. Bachofners liegt eine persönliche Beziehung zu ihren Kunden am Herzen. Und so sind sie auch ein bisschen Therapeuten. «Die meisten Kunden kennen wir schon lange und die Situation beim



Haarschneiden sei etwas Intimes, sagt Ruedi Bachofner. Deshalb werde das Gespräch manchmal therapeutisch. FOTO: NILS FISCH

Haarschneiden ist eine intime», berichtet Bachofner. Nicht jeder mag es, am Kopf berührt zu werden. «Bei Kindern ist es einfach zu erkennen», wirft Andrea Bachofner ein: «Wenn sie es mögen, schlafen sie ein, wenn nicht, schreien sie.»

Aufgrund der 1:1-Situation öffnen sich viele Leute dem Coiffeur und erzählen von ihren Problemen. Viel sagen muss der Coiffeur dazu nicht, oftmals reicht ein offenes Ohr. Wenn er doch um seinen Rat gebeten wird, antwortet er zuerst mit ironischem Ton: «Jetzt spricht Doktor Bachofner.» Die Kundschaft besteht vor allem aus Kollegen und Bekanntschaften, die schon seit Jahren den Weg «zum goldige Schärli» auf sich nehmen, selbst wenn sie nicht mehr im Quartier wohnen. «Einer kommt sogar aus Luzern», sagt Bachofner.

Man spürt, das wärmt sein Herz, zeugt es doch von eben dieser Loyalität, die ihm oftmals fehlt. Und derentwegen er regelmässig ins Altersheim fährt, um den Stammkunden dort die Haare zu schneiden.

Die Stammkundschaft stirbt

«Oder er geht ins Spital», ergänzt der Kunde, der gerade unter Bachofners Händen sitzt und ihn im Spiegel dankbar anlächelt. Doch früher oder später wird die Stammkundschaft die Bachofners und ihren Salon vor Probleme stellen: Sie stirbt. Deshalb bietet nun eine zusätzliche Coiffeuse mit entsprechender Ausbildung Maniküre an, um jüngere Kundschaft anzulocken. Doch Bachofner weiss: «Ohne Freude würde ich das längst nicht mehr machen.» Will er denn nicht noch etwas

anderes machen? «Oh, ich mache vieles», winkt Bachofner lachend ab. Piccolo in der Fasnachtsclique, Tennis, Zunft, seit Kurzem auch noch Golf. Seine 66 Jahre merkt man ihm nicht an. Als er seinen Kunden verabschiedet, klopfen sie sich gegenseitig auf die Schulter und lachen.

Als der Kunde aus der Tür tritt, ruft Bachofner ihm noch nach: «Wenn du draussen bist, erzähle ich der Journalistin dann, was du für ein Siech bist.» Gelächter, die Tür fällt ins Schloss, im Laden kehrt Ruhe ein und für einen Moment fühlt es sich wohl so an wie früher. Die Bachofners fegen die Haare zusammen und haben dabei ein Lächeln auf den Lippen. ×

**«Coiffeur zum goldige Schärli»,
Strassburgerallee 104, Basel.**

Im Streit um die «Negro»-Gugge und #MenAreThrash übertönt das Wutgebrüll die Argumente. Ein klares Zeichen, dass wir über Rassismus und Sexismus reden müssen.

NUR WER ZUHÖRT, KANN VERSTEHEN

von Reto Aschwanden

Zu alten Zeiten kam es vor, dass die Überbringer unerfreulicher Botschaften getötet wurden. So berichten es uns die Bibel und die alten Griechen. Heute leben wir in einer viel zivilisierteren Gesellschaft. Zumindest bringen wir in der Regel keine Menschen mehr um, nur weil sie mit Botschaften kommen, die uns nicht passen. Stattdessen versuchen wir oftmals, diese Leute mundtot zu machen.

Zu diesem Zweck verfügen wir über ein breites Arsenal: Beschimpfungen und Drohungen, Shitstorms und Ablenkungsmanöver. Das Ziel ist immer dasselbe: Wenn wir die Überbringerin fertigmachen, dann müssen wir uns nicht mit ihrer Botschaft beschäftigen.

Dieser Mechanismus war gerade wieder zu beobachten, nachdem einige Menschen sich über Name und Emblem der Gugge «Negro-Rhygass» empört hatten. Schnell wurde kolportiert, der Erste der Empörten, der zu den Medien rannte,

sei ein Student, womöglich gar nicht aus Basel. Voilà, ein Feindbild: Von so einem müssen wir uns doch nicht vorwerfen lassen, wir seien Rassisten.

Dass auch Leute, die keine Rassisten sind, rassistische Stereotype verbreiten können, war für viele schon zu viel der Differenzierung. Es kam zur Eskalation. In Kommentarspalten und sozialen Medien tobte der Mob. Fasnächtler organisierten einen Solidaritätsmarsch für die Gugge. «Negro-Rhygass» selber nahm nicht am Umzug teil, dafür kamen ein paar Rechts-



extreme. Eine Herstellerin von Süswaren, die stolz ist, dass ihre Schaumküsse noch immer «Mohrenkopf» heissen, liess fast 1000 Stück ihrer Leckereien verteilen, die reissenden Absatz fanden.

Der Solidaritätsmarsch provozierte wiederum eine Gegendemo, die «mit rassistischen Traditionen brechen» wollte. Die Positionen waren bezogen, das Terrain war abgesteckt, ein Austausch unmöglich. Vor dem Hirschenek kam es zu Scharmützeln, die Polizei konnte gröbere Zusammenstösse verhindern.

Wenn man Kritikerinnen und Kritiker attackiert, dann muss man sich nicht mit deren Kritik beschäftigen.

Auch die lokalen Medien taten sich schwer mit der Kritik. So feierte der Ex-BaZ-Journalist Christian Keller auf seinem neuen Portal «PrimeNews» den Solidaritätsmarsch als «Aufstand gegen die Gesinnungspolizisten» und liess Komiker Almi über «Idioten» ablästern. Immerhin: Sein Stellvertreter Oliver Stercki entgegnete ihm umgehend, ein Journalist sollte stets eine gewisse Distanz wahren und nicht «im Chor der Empörten mitsingen». Zudem kritisierte er die «Wagenburg-Mentalität» vieler Fasnächtler: «Statt sich auf eine Diskussion einzulassen, verschanzen sich die besorgten Bürger in den Schützengräben des bedrohten Abendlandes und schiessen von dort auf alles, was sie als Bedrohung ihrer Identität wahrnehmen.»

Ein wiederkehrendes Schema

Die «bz Basel» sah im Protest eine Attacke gegen die Fasnacht und zog zu deren Verteidigung geschlossen in die Wagenburg. Chefredaktor David Sieber befand in einem Kommentar, die Selbstgerechtigkeit der Rassismus-Kritiker schade der Sache. «Es entsteht kein reflektierter Diskurs über Alltags-Rassismus und eingefahrene Ansichten. Statt Erkenntnisgewinn sind verhärtete Fronten das Ergebnis.» Zudem fand Sieber, «Scheingefechte um Guggenamen und -logos» würden nur die Rassisten in ihren Ansichten bestärken.

Was soll das heissen: Wer ein rassistisches Logo kritisiert, fördert den Rassismus? Wer so verdreht argumentiert, drückt sich um eine inhaltliche Auseinandersetzung.

Klar: Wenn es um die Basler Fasnacht geht, verlieren auch kluge Menschen, die normalerweise einen Sinn für gesellschaftliche Probleme haben, den Kopf. Frau Fasnacht ist eine heilige Kuh und darum wird Kritik an einer bestimmten Gugge schnell als Generalangriff auf die Fasnacht an sich verstanden. Ein Sakrileg. Und doch folgt die Auseinandersetzung

um die «Negro»-Gugge einem Schema, das immer und immer wieder zu beobachten ist, wenn es um Rassismus geht – oder auch um Sexismus.

Im Schatten der «Negro»-Diskussion sorgte in den letzten Tagen auch der Twitter-Hashtag #MenAreTrash für Aufregung. Die Urheberinnen wollten damit gegen die alltägliche Gewalt an Frauen protestieren. Doch der Slogan «Men Are Trash» – «Männer sind Müll» – lud die angegriffene Seite geradezu ein, den Urheberinnen genüsslich bis aggressiv Menschenverachtung und Männerfeindlichkeit unter die Nase zu reiben.

Das Resultat ist hüben wie drüben dasselbe. Wenn man Kritikerinnen und Kritiker attackiert, muss man sich nicht mit der Kritik beschäftigen. Dabei sind Alltagsrassismus und die alltägliche Gewalt gegen Frauen zwei Themen, bei denen dringender Diskussions- und Handlungsbedarf besteht.

Jenseits der Beschimpfungen

Ein erster Schritt wäre es, die Kritiker zu Wort kommen zu lassen. Bevor weisse Basler sich darüber beklagen, sie würden als Rassisten hingestellt, sollten wir Leute mit dunkler Haut fragen, was das Logo von «Negro-Rhygass» bei ihnen auslöst. Darum haben wir mit dem Basler Musiker Naim Mbundu gesprochen, der sich als einer der Ersten auf Instagram zu diesem Thema geäußert hat. Ihn stört nicht nur das Logo, sondern auch der Umgang mit der Kritik daran: «Wenn Schwarze politische Forderungen stellen, heisst es bald mal, man sei undankbar.» (Das ganze Interview lesen Sie ab S. 9.)

Zudem hat die TagesWoche eine Podiumsdiskussion organisiert. Dort wollen wir nicht darüber reden, ob die gesamte Basler Fasnacht rassistisch ist. Das ist sie nämlich nicht. Uns interessiert, warum es so schwierig ist, über heikle Themen vernünftig zu diskutieren. Und wir wollen versuchen, einen Dialog jenseits von gegenseitigen Beschimpfungen – hier die miesen Sexisten, dort die frustrierten Emanzen – in Gang zu setzen.

Es sind nicht nur Rechte, die Andersdenkende pauschal verurteilen. Das können auch Linke.

Einfach ist das nicht. Kaum hatten wir die geplante Podiumsdiskussion publik gemacht, hagelte es Kritik. Tenor: Die Veranstaltung sei einseitig besetzt und die TagesWoche sowieso voreingenommen. Gewiss: Wir stehen für eine klare Haltung gegen Sexismus und Rassismus. Und auch wir haben blinde Flecken.

Vor allem aber ist es nicht unsere Aufgabe, Leuten eine Plattform zu bieten, die gegen Frauen und Ausländer hetzen und Intoleranz predigen. Unsere Grundsätze

stehen seit der Gründung der TagesWoche fest, für alle öffentlich einsehbar: Wir stehen für eine «Gesellschaft, die vielfältig, tolerant und offen ist».

Zu unserem Podium haben wir zwei Frauen mit Migrationshintergrund sowie einen dunkelhäutigen Musiker eingeladen, dazu zwei Weisse: einen Rassismusexperten und einen Journalisten von «Telebasel».

Das ist ungewohnt. Selbst bei Diskussionen über Rassismus ist es üblich, dass lauter Weisse miteinander reden, wie im Sonntags-Talk von «Telebasel» zur «Negro»-Affäre. Bloss fällt das den einen gar nicht erst auf und andere kritisieren es nur leise. Geht es den Kritikern unserer Veranstaltung wirklich um die Ausgewogenheit? Oder ist die Besetzung des Podiums bloss ein Vorwand, um sich nicht auf eine Diskussion einlassen zu müssen?

Der Tonfall und das Niveau aktueller Debatten stellen unserer Zivilisation ein Armutzeugnis aus.

Wir hätten gerne den Obmann von «Negro-Rhygass» dabeigehabt. Doch dieser sagte ab, was verständlich ist. Unversehens und ein Stück weit selbst verschuldet steht seine Gugge in einem landesweiten Shitstorm, der den kleinen Verein zu zerzausen droht. Ein Rassist ist dieser Mann wohl nicht – nach dem was er sagt und was Leute, die ihn kennen, über ihn sagen –, auch wenn das der eine oder andere besonders eifrige Linke behauptet.

Es sind nämlich nicht nur Rechte, die Andersdenkende pauschal verurteilen, um sich nicht mit ihnen auseinandersetzen zu müssen. Das können auch Linke.

Wer reden will, muss zuhören

Wir bringen Leute, die Botschaften überbringen, die wir nicht hören wollen, nicht mehr um. Das bedeutet aber nicht, dass wir uns zufrieden an unserer Zivilisiertheit ergötzen können. Tonfall und Niveau vieler aktueller Debatten stellen unserer Gesellschaft ein Armutzeugnis aus. Wir müssen immer noch und immer wieder lernen, einander zuzuhören und miteinander zu reden.

Einfach ist das nicht. Aber wir wollen es versuchen. Denn nur so können wir einander verstehen und miteinander auskommen. Wenn wir das nicht schaffen, sieht es finster aus für unsere Zivilisation. ×

Die Podiumsdiskussion «Warum kennt unsere Streitkultur nur noch schwarz und weiss?» fand am Donnerstagabend nach Redaktionsschluss statt. Einen Bericht dazu finden Sie online unter: www.tageswoche.ch/+9HIXP



Nicht über die Fasnacht soll diskutiert werden, sondern über Rassismus, findet Naim Mbundu.

FOTOS: HANS-JÖRG WALTER

Streitkultur

Ein Gespräch über die Wirkung des N-Worts, Narrenfreiheit und selektive Toleranz.

Was stört Sie am «Negro»-Emblem, Naim Mbundu?

von Daniel Faulhaber

Vor knapp zwei Wochen feierte die Basler Guggen «Negro-Rhygass» ihren 60. Geburtstag mit einem Fest auf dem Claraschulhof. Ihr Vereinsemblem – es zeigt eine schwarze Figur mit dicken Lippen, Armschmuck, Bastrock, nackten Füßen und einem Knochen im Haar – erregte Aufsehen und löste eine zum Teil gehässig geführte Debatte aus.

Naim Mbundu hat sich als einer der Ersten auf Instagram dazu geäußert. Der 20-Jährige ist vielen unter dem Namen Zola als Musiker ein Begriff. Er betont aber, dass er dieses Interview nicht als Künstler, sondern als Bürger dieser Stadt gibt.

Naim Mbundu, die ganze Stadt spricht über Rassismus. Wie haben Sie die Debatte erlebt?

Ich war überrascht, wie viel negative Energie dieses Thema freisetzt, überall waren Beleidigungen und Hass zu lesen. Ein Reden über Rassismus habe ich ehrlich gesagt nicht erkennen können. Ich fände es schön, wenn wir die Debatte wegführen könnten von der Frage, ob es an der Fasnacht angebracht ist, Witze über Schwarze zu machen. Ich würde lieber über den Rassismus als solchen reden. Darüber, wie das bei den Leuten ankommt, die davon betroffen sind.

Sie haben sich in den vergangenen Tagen mehrfach auf Instagram zu Wort gemeldet. Sie haben aber gezögert, uns dieses Interview zu geben. Warum?



Ein paar Hundert Leute demonstrierten Solidarität, nach der «Negro-Rhygass» nie gefragt hatte.

FOTOS: HANS-JÖRG WALTER

Wie Sie gesagt haben: Die ganze Stadt spricht bereits über das Thema und ich war unsicher, ob ich jetzt auch noch was dazu sagen muss. Meine Freunde – ich habe einen kulturell sehr diversen Freundeskreis – haben mich aber bestärkt und gesagt, es sei wichtig, dass wir, also Leute, die bislang nicht zu Wort gekommen sind, unsere Meinung beitragen können.

«Etwas von dieser Abbildung auf dem Guggen-Emblem bleibt an schwarzen Menschen kleben und das geht einfach nicht.»

Bis auf zwei Wortmeldungen bei «Telebasel» von Terence Regard und Michel Wiederkehr sind in den Medien fast ausschliesslich Weisse zu Wort gekommen. Ist es relevant, wer etwas dazu sagt, oder geht es um die Sache?

Naja, wenn der Obmann der Gugge und das Comité und ein Historiker etwas sagen dürfen, dann ist das noch keine Debatte über Rassismus, dafür braucht es verschiedene Perspektiven. Der Beitrag

auf «Telebasel» hilft da auch nicht weiter. Zu Wort kommen der Schwarze, der das Emblem unnötig findet, und der Schwarze, der damit kein Problem hat. Dann kann man sich bequem auf eine Seite stellen und zu den Kollegen sagen, schau mal, der eine Schwarze hat auch kein Problem mit dem Emblem, dann kann das nicht rassistisch sein.

Doch das reicht Ihnen nicht.

Nein, denn wir haben noch nicht darüber gesprochen, was dieser Name und das Emblem, dieser «Neger» mit dem Knochen im Haar, mit uns allen machen, welche Signalkraft in so einem Banner steckt, was das auslöst.

Was löst das denn bei Ihnen aus?

Mich hat es erst einmal einfach gestört, dass ein Verein ein Fest unter einem Banner abhält, das ganz klar an die Kolonialzeit erinnert. «Negro» heisst hier nicht einfach schwarz auf Spanisch, wie es auf Facebook verharmlosend heisst, die Karikatur zeigt das deutlich genug. Historisch gesehen liegt die Zeit, in der Teile Afrikas kolonialisiert waren, nur gerade 60, vielleicht 70 Jahre zurück und die schwarze Community ringt seither darum, eine eigene, eine selbstbewusste Identität zu finden. Genau diese Abbildungen werfen uns zurück in diese Zeit.

Das betrifft Sie auch persönlich?

Es macht es mir persönlich schwer, eine selbstbewusste Identität mit afrikani-

schen Wurzeln zu entwickeln. Dabei habe ich es vergleichsweise leicht, ich kann mich von dieser Abbildung distanzieren, weil ich ein Mischling bin. Aber ich habe Freunde, die wirklich schwarz sind. Du kannst nicht Menschen anschauen, die schwarz sind, und dann dieses Emblem anschauen und dabei nicht automatisch eine Verbindung herstellen. Etwas von dieser Abbildung wird an den Menschen kleben bleiben und das geht einfach nicht klar.

«Es scheint, als wäre die Toleranz endlich. Wenn Schwarze Forderungen stellen, heisst es schnell, man sei undankbar.»

Ein oft verbreitetes Argument lautet in diesen Tagen, die Abbildung richte sich nicht gegen Sie persönlich, Naim Mbundu, und auch gegen keinen Ihrer Freunde. Bitte abstrahieren Sie das, heisst es weiter, sonst müsse die Fasnacht wegen der Political Correctness bald auf die «alte Dame», den Waggis und all diese uralten Figuren verzichten.

Man ist als Schwarzer nun mal untrennbar mit seiner Hautfarbe verbunden.

Das merkt man etwa daran, dass man einmal die Woche von der Polizei auf der Strasse nach dem Ausweis gefragt wird. Ob man die Elsässer karikiert, mit denen man seit jeher in Nachbarschaft lebt, oder mich und andere Schwarze aus einer wirklich dunklen Epoche von Europa und Afrika als Witzfiguren zitiert, ist etwas anderes. Unser Kampf um Wahrnehmung lässt sich einfach nicht mit dem eines Elsässers vergleichen, darum denke ich auch, man sollte die ganze Debatte nicht so sehr an der Fasnacht aufhängen.

Viele betonen jetzt, Basel sei traditionell eine linke und weltoffene Stadt. Aber irgendwann müsse auch mal gut sein mit den Ansprüchen aus der Multikulti-Ecke. Entlarvt sich dieser Tage eine Art selektive Toleranz?

Ich kann das aus meiner Perspektive als Musiker ein wenig bestätigen. Ich habe Erfolg als Zöla, spiele an lokalen Festivals und in der ganzen Schweiz. Das ist super und ich geniesse viel Support. Aber ein bisschen wirkt das schon so, als wäre die Toleranz endlich. Als wären wir so lange cool, wie wir am Hill Chill eine tolle Show liefern. Wenn politische Forderungen aufs Parkett kommen, heisst es umgekehrt bald mal, man sei undankbar.

«Ich muss mich dauernd damit auseinandersetzen, dass ich anders aussehe.»

Sie haben von der Suche nach einer Identität als Schwarzer in der Schweiz gesprochen. Viele Menschen sehen das Problem offenbar nicht. Können Sie das noch mal erläutern?

Es gibt einfach immer wieder Situationen, in denen man «der Andere» ist. Als Kind checkt man nicht, woher das kommt oder warum das so ist. Mir wird das auch erst seit einigen Jahren bewusst. Erst kürzlich hatte ich ein Gespräch mit einer Frau im Tram, sie hat mich auf meine Haare angesprochen, classic. Also haben wir ein bisschen gequatscht und sie hat immer zwischen Hochdeutsch und Mundart gewechselt, auch wenn ich die ganze Zeit perfekt Baseldeutsch mit ihr geredet habe.

Auch das ein Klassiker.

Klar, man soll das nicht zu hoch hängen, aber das passiert die ganze Zeit. Nicht auf einer aggressiven, verachtenden Ebene, aber ich muss mich dauernd damit auseinandersetzen. Und wenn man dann am Wochenende an so einem Plakat mit Negerfigur mit Knochen im Haar vorbeiläuft, dann kann es vorkommen, dass man für einmal selber derjenige ist, der reagiert.

Wie haben Sie reagiert?

Ich habe der Gugge, die ich vorher nicht gekannt habe, auf Facebook eine Nachricht geschrieben. Der Tonfall war wohl zwischen verärgert und freundlich, würde ich rückblickend sagen. Ich habe

erklärt, dass ich als Halbschwarzer, der in Basel aufgewachsen ist, sehr irritiert sei. Ich habe gefragt, warum sie diesen Namen für richtig halten und ob sie den nicht vielleicht ändern könnten.

Was ist dann passiert?

Die Nachricht wurde ziemlich bald mal gelesen, man sieht das ja auf der Messenger App. Es kam keine Reaktion, nichts. Dann haben wir eine E-Mail geschrieben, auch darauf kam keine Antwort. Schliesslich wurde ich ziemlich wütend und ich habe das Bild auf Instagram geteilt. Ich habe Leute dazu animiert, das Bild weiter zu teilen. Innerhalb einer Nacht hat das Bild sehr viele Leute erreicht.

Obmann Niggi Schmieder hat im Namen der Gugge mehrfach darauf hingewiesen, dass Name und Emblem sehr alt seien und nachweislich keinen rassistischen Hintergrund haben. Warum ist das Thema damit nicht vom Tisch?

Ich finde, dass der Name und das Emblem sehr alt sind, das erklärt noch nichts, oder? Ich würde gerne noch einmal nachfragen, warum es ihnen so wichtig ist, daran festzuhalten. Warum muss es dieser Schwarze sein? Was wollt ihr damit ausdrücken? Fasnächtler wollen doch, dass die Fasnacht kulturell etwas in den Leuten bewegt, es soll ein Fest sein. Aber dann soll man doch auch erklären können, was man bewegen will. Wenn ein 60-Jähriger, der mich nicht kennt, meine Musik hört, dann wirft das sicher auch Fragen auf. Vielleicht denkt er, ich verderbe die Jugend. Ich wäre jederzeit bereit zu erklären, warum ich diese Texte schreibe, warum es da um Drogen und Partys geht. Ich glaube halt, dass es im Fall der «Negro-Rhygass» keine gute Erklärung gibt und sich darum auch niemand von der Gugge dazu äussert.

«Ich habe in letzter Zeit oft von «Narrenfreiheit» gelesen. Aber es sind halt immer dieselben Narren, die die Witze machen.»

Der Aufschrei war auch darum so gross, weil er auf die Narrenfreiheit der Basler Fasnacht und damit auf eine Hauptschlagader der Basler Gesellschaft abzielt. Welche persönliche Beziehung haben Sie selber zur Fasnacht?

Ich war früher immer an der Fasnacht, als Tiger, als Clown, als Waggis. Ich war da und habe mit meinen Freunden Leute gestopft, wie man das halt macht. Das gehört zur Basler Kultur, ich bin hier aufgewachsen, ich bin davon geprägt. Je älter ich werde, desto weniger hat mich das zuletzt interessiert. Auch weil ich gemerkt habe, dass das Ganze manchmal doch nicht so wahnsinnig offen ist mir gegenüber und ich nicht in jedem Cliqueskeller willkom-

men bin. Ich habe dieses Wort zuletzt oft gelesen, «Narrenfreiheit». Aber am Schluss sind es halt immer dieselben Narren, die die Witze machen.

Was halten Sie von der Petition, die eine Abschaffung der Gugge verlangt?

Abschaffen finde ich nicht nötig. Ich will niemandem in dieser Gugge vorwerfen, er oder sie sei ein Rassist. Ich kenne diese Leute nicht und das ist ein sehr harter Vorwurf. Ich wollte erst selber eine Petition machen wegen des Namens. Als ich dann die andere Petition sah, dachte ich, man hätte die Forderung auch entspannter stellen können.

«Ich wünschte mir, dass die Debatte jetzt in die wirklich wichtigen Bahnen umschwenkt.»

Ist die Diskussion in dem Moment, in dem das Wort Rassismus auftaucht, schon unmöglich geworden?

Ich finde, man sollte sich da etwas entspannen, Rassismus ist dermassen stark aufgeladen. Wenn sich eine Freundin scheisse verhält, dann sagst du halt, das war scheisse. Vielleicht fällt ein Schimpfwort. Aber wenn du ihr sagst, sie sei eine Rassistin, dann hat das sofort einen Killer-effekt, der viel tiefere Wunden schlägt. Auf beiden Seiten. Der Begriff sollte ein bisschen entlastet werden.

Die Debatte hat in den vergangenen Tagen viele Gräben geöffnet in der Stadt und Beziehungen, auch unter Fasnächtlern, strapaziert. Kann sie längerfristig zu mehr gegenseitigem Verständnis führen?

Dass sich gesellschaftlich etwas ändert, das ist eine der schwierigsten Verschiebungen, die es gibt. Das braucht Zeit. Aktuell dominiert die negative Stimmung, aber ich glaube, die Bewegung der Leute, die sich betroffen fühlen, die ist stark. Das Problem ist halt, dass man jetzt jemandem etwas wegnimmt, und das macht es emotional und schwer. Und man braucht viele Ausrufezeichen auf Facebook, die Halt geben. Ein Gefühl von Kontrollverlust macht sich breit.

Die «Negro»-Unterstützer fürchten den Kontrollverlust?

Ich habe den Eindruck, dass die Verwirrung gross ist auf der Seite derer, die sich jetzt wehren, die uns beschimpfen, die das Logo verteidigen und beim Solidaritätsmarsch mitgelaufen sind.

Wie geht es jetzt weiter?

Ich fände es schön, wenn die Debatte über das Emblem und den Namen bald erledigt wäre. Wenn sich etwas ändert: schön. Wenn sich nichts ändert, dann klappt es halt nicht, das Leben geht weiter. Ich wünschte mir, dass die Debatte jetzt in die wirklich wichtigen Bahnen umschwenkt. Jetzt, wo das Thema eine so grosse Aufmerksamkeit hat. ×

Der Begriff «Rasse» wird zunehmend ersetzt. Doch gleichzeitig erwacht das Rassendenken zu neuem Leben.

Dem bösen Wort folgt oft die böse Tat

von Georg Kreis

Kurz vor dem französischen Nationalfeiertag hat die Nationalversammlung beschlossen, das Wort Rasse aus der Verfassung zu nehmen. Das Votum war einstimmig, allerdings beteiligte sich weniger als ein Viertel der Deputierten an der Abstimmung, was nicht gerade von einem als wichtig eingeschätzten Traktandum zeugt.

Der aus der Verfassung von 1946 stammende Begriff sei veraltet, befand der meinungsstarke Präsident Emmanuel Macron. Der Begriff war – wohlverstanden – Teil eines Gleichheitsartikels, der allen Menschen Gleichheit vor dem Gesetz «unabhängig von ihrer Herkunft, Rasse oder Religion» garantierte.

«Rasse» ist nun durch «Geschlecht» ersetzt worden, was nachvollziehbar ist, und «Menschen» durch «Bürger», was weniger gut ist, weil es den Eindruck vermitteln könnte, dass Nichtbürger davon ausgenommen sind. Der einleitende Verfas-

Wer ist hier die überlegene Rasse? Überwunden geglaubtes Denken erlebt ein Revival.

FOTO: REUTERS



sungsabschnitt (die Präambel) von 1946 war ein bewusster Kontrapunkt zur Nazi-Ideologie. Da hiess es: «Am Tage nach dem Sieg, den die freien Völker über die Regierungen davongetragen haben, die versucht hatten, die menschliche Persönlichkeit zu unterjochen und herabzuwürdigen, verkündet das französische Volk von Neuem, dass jedes menschliche Wesen ohne Unterschied der Rasse, der Religion oder des Glaubens unveräusserliche und heilige Rechte besitzt.»

Wie zu erwarten, erntete Macron für seinen Revisionsvorschlag auch Kritik: Das sei Kosmetik, der real praktizierte Rassismus werde dadurch nicht beseitigt. Diskriminiert wird nicht wegen des pseudo-biologischen Rassenbegriffs, sondern wegen bestehender Vorstellungen von Ungleichheit und dem Bedürfnis, aufgrund von Aussehen, Herkunft, Glauben und Geschlecht andere abzuwerten und sich selber aufzuwerten.

Diese Streichung der Rassenvokabel hat in der Schweiz sogleich eine kleine Diskussion ausgelöst, die in eine nicht anvisierte Richtung abgleiten kann. «Tages-Anzeiger»-Redaktor David Hesse verkündete auf der Meinungsseite, dass der Begriff Rasse «wissenschaftlich haltlos, juristisch unbrauchbar» sei. Dem kann man zustimmen, wie auch der Feststellung, dass wir alle genetisch zu 99,9 Prozent gleich sind und dass es auf unseren Blick, unsere Einstellung und unsere Vorurteile ankommt.

Entscheidend sind die Vorurteile

Damit sind wir nicht mehr bei «Rasse», sondern beim «Rassismus». Der besagte Artikel hat prompt einen Leser veranlasst, vor der Rassismus-Keule zu warnen. «Weisse Beschwerdeführer», etwa wegen nächtlicher Ruhestörung, würden offenbar von nichtweissen Krachmachern im Falle von Reklamationen schnell des Rassismus bezichtigt, sodass Integrationsprobleme nicht mehr angesprochen werden dürften («Tages-Anzeiger» vom 4. August 2018). Frage am Rande: Gibt es denn keine «weissen» Nachruhestörer?

Hinter dieser Wortmeldung steht die Meinung, dass man sehr wohl von Rassenunterschieden ausgehen dürfe und dass es falsch sei, wenn aus Political Correctness die Benennung dieser Unterschiede tabuisiert würde. Das passt zur stets geäusserten Sorge: Werden wir in unserer Meinungsfreiheit eingeschränkt?

Was bestimmte Unarten, von unserer Meinungsfreiheit Gebrauch zu machen, auf der Seite der allenfalls Verletzten und sogar materiell Benachteiligten auslöst, interessiert in dieser Debatte kaum. Doch oft ist ein öffentliches Wort nicht ein wirkungsloses Wort, sondern eine Art Vorbereitungshandlung für konkrete Zurücksetzung. Auf «bloss» verbale Diffamierung folgt oft handfeste Diskriminierung.

Das hat der Schriftsteller Thomas Hürlimann nicht begriffen: In seiner (zu) stark beachteten 1.-August-Rede wetterte er

gegen die «Sprachpolizei». Zum Glück widersprach ihm Lukas Bärfuss, der in mehrfacher Hinsicht der frischere Schriftsteller ist, was sich etwa in seiner Äusserung gegenüber «20 Minuten» zeigt: «Ich teile Hürlimanns Meinung zwar nicht – aber er darf sagen, was er will.»

Sicher gibt es auch auf der Seite von Kritisierten den schnellen Reflex und die bequeme Replik, einen unter Umständen zu Recht deponierten Protest als rassistisch abzutun. An gleichsam beide Seiten gerichtet, kommen Warnungen vor inflationärem Rekurrenieren auf Rassismus.

Schutzwürdige deutsche Rasse?

Ich räume ein, dass es mich in meiner Eigenschaft als damaliger Präsident der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus (EKR) von Anfang an gestört hat, dass der 1995 eingesetzte Strafgesetzkodex 261bis ohne Anführungszeichen den Begriff Rasse verwendet: «Wer öffentlich gegen eine Person oder eine Gruppe von Personen wegen ihrer Rasse, Ethnie oder Religion zu Hass oder Diskriminierung aufruft, wer öffentlich Ideologien verbreitet, die auf die systematische Herabsetzung oder Verleumdung der Angehörigen einer Rasse, Ethnie oder Religion gerichtet sind, wer mit dem gleichen Ziel Propagandaaktionen organisiert ...»

Als die EKR 2009 mit besonders vorsichtigen Formulierungen ihre Besorgnis bezüglich der Fremdenfeindlichkeit gegenüber Deutschen mitteilte und auf die Gefahr kollektiver Diskriminierung im Alltag, am Arbeitsplatz, am Wohnort, an der Ladenkasse, in öffentlichen Verkehrsmitteln, in Restaurants hinwies, reagierte die SVP umgehend und hämisch: Wir würden die Deutschen zu einer schutzbedürftigen Rasse machen. Unsere Antwort: Es gehe auch da nicht um tatsächliche Rassen, sondern um Bilder von Rassen, Volksgruppen, Staatsangehörigen.

Für Rassismus sind immer die Rassisten absolut selber verantwortlich.

Dieser Fall zeigte die Schwäche des auf «Rassismus» ausgerichteten Konzepts: Es konnte, streng genommen, nicht auf Staatsangehörige angewendet werden, ist aber im Fall von Kosovaren zum Zug gekommen, nicht aber im Fall von Albanern, Türken, Jugoslawen etc. Ein Konzept, das sich auf Menschenrechte beruft, wäre besser geeignet, Menschengruppen den Schutz angedeihen zu lassen, auf den sie ein Anrecht haben.

Insofern ist also dem «Tagi»-Redaktor Hesse recht zu geben, wenn es ihn stört, dass der Gleichheitsartikel 8 der Bundesverfassung den Begriff Rasse ohne Anführungszeichen aufführt. Gar nicht zustimmen kann ich jedoch der Schlussfolgerung,

dass die Verwendung dieses Begriffs als amtliche Kategorie nur die Rassisten fördere. Hier müsste sich der Redaktor daran erinnern, was er selber zuvor zur französischen Kosmetik gesagt hat.

Für Rassismus sind immer die Rassisten absolut selber verantwortlich. Wir sollten gar nicht beginnen, andere oder anderes (Krachmacherei, Anmache oder schwer nachvollziehbare Religiosität) für unsere Reflexe oder die in der Gesellschaft zirkulierenden Negativbilder verantwortlich zu machen.

Hesses Steinwurf in den Teich der helvetischen Gesellschaft provozierte auch einen Politiker aus der Waadt, der darauf aufmerksam machte, dass man in der neuen Kantonsverfassung von 2003 den Begriff Rasse durch «Erbgut» (patrimoine génétique) ersetzt habe. Offenbar will diese Lösung auch vor Diskriminierung von Behinderten und Neigungen zum gleichen Geschlecht schützen und – warum nicht – auch krankhafter Fettleibigkeit.

In unseren Tagen kann man über alles diskutieren und es wird über alles debattiert. Das mag seine guten Seiten haben, entwertet aber – zu Recht – viele Wortmeldungen, die subito abgesondert und nach kürzester Zeit auf die Halde der vielen anderen Meinungen wieder entsorgt werden. Gewisse Meinungen kommen fast aus dem Nichts – etwa im Stil «was man auch noch sagen könnte» – oder sie kommen als Reaktionen auf bereits Bekundetes.

Rassendenken in der NZZ

Die vielen Kurzdispute im grossen Debattenstrom der zu permanenter Aufregung neigenden Gegenwart haben vor allem die Funktion, die Aufmerksamkeit auf die einzelnen Debattierer und weniger auf das Gesagte zu lenken.

Wenig bemerkt macht sich, von Genetikern gepuscht und Nichtgenetikern gerne rezipiert, wieder ein Rassendenken breit. Vom NZZ-Feuilleton erhielt man (was ein weiterer Steinwurf war) die Botschaft serviert: «Neue wissenschaftliche Erkenntnisse rütteln an der These, dass es zwischen menschlichen Populationen keine allzu grossen Unterschiede gäbe. Womöglich ist «Rasse» doch mehr als eine soziale Konstruktion?»

Doch mehr ... also was? Zunächst ist einzig von «Rassen» die Rede, die gemäss Auswertung von Olympia-Sportlern einen idealen Körperbau und die Fähigkeit zum Schnelllauf hätten und – nebenbei, dass es auch genetische Grundlagen für Intelligenz gebe. Von Mentalität und Moral ist immerhin noch nicht die Rede. Aber der NZZ-Autor ermuntert doch sehr, für die Einsicht offen zu sein, dass es genetische Unterschiede zwischen ganzen Populationen, Nationen oder gar Rassen gebe, die das Leben des Individuums prägen.

Was haben wir mit solchen Feststellungen gewonnen, wenn wir in unseren kulturell durchmischten Gesellschaften ein Zusammenleben mit Anstand und Respekt zustande bekommen wollen? ×

Online



tageswoche.ch/
author/
georg-kreis

Der Hashtag «MenAreTrash» soll auf Gewalt von Männern gegen Frauen hinweisen. Stattdessen wird er genutzt, um Feministinnen zu beschimpfen.

Männer verweigern Diskussion über Gewalt gegen Frauen

von Andrea Fopp

Auf Twitter passiert wieder einmal, was so oft passiert, wenn Frauen es wagen, Männer politisch an den Pranger zu stellen: Sie werden beleidigt und auf ihre Fickbarkeit reduziert. Beispielsweise, indem sie als «untervogelte Fotzen» oder «fett» beschimpft werden.

Der aktuelle Anlass: Frauen protestierten mit #MenAreTrash gegen Männer, die Frauen schlagen, vergewaltigen, töten. Den Anfang nahm der Hashtag in Südafrika: 2017 verschwand dort eine 22-jährige Frau. Die Polizei fand heraus, dass ihr Freund sie getötet hatte.

Die Bloggerin Rufaro Samanga nahm den Mord an der jungen Frau zum Anlass, auf das Thema Gewalt gegen Frauen aufmerksam zu machen. Und lancierte auf Twitter den Hashtag #MenAreTrash, also «Männer sind Müll». Jetzt ist der Hashtag über Umwege wieder aufgetaucht. Die deutsche Taz-Autorin Sibel Schick etwa twitterte: «Es ist ein strukturelles Problem, dass Männer Arschlöcher sind.»

Nun läuft auf Twitter ein Shitstorm gegen die Journalistin. Männer wehren sich gegen die «generalisierende Verurteilung» und Frauen regen sich darüber auf, dass ihre Männer, Väter und Söhne in einen Topf mit Gewalttätern geworfen werden. Die einen formulieren ihre Kritik auf zivilisierte Art, andere gehen unter die Gürtellinie, wie etwa der Urheber dieses Tweets: «Ja halt die Fresse Schmierlappen... das einzige wofür deine Schamlippen wohl taugen, als Schmierlappen.»

Dabei geht die eigentliche Botschaft, sowohl der südafrikanischen wie auch der deutschen Autorin, unter. Nämlich,

dass wir ein Problem mit Gewalt gegen Frauen haben, drüben in Südafrika wie auch hüben in Deutschland. Oder in der Schweiz.

Nun kann man in der Tat argumentieren, dass eine Aussage wie «Männer sind Müll» oder «Männer sind Arschlöcher» beleidigend und daher nicht konstruktiv ist und eine Diskussion über Gewalt an Frauen abwürgt.

**Das Tragische ist:
Egal, was Frauen tun
und wie sie ihre
Botschaft formulieren,
die Mehrheit der
Männer hört nicht zu.**

Doch das Tragische ist: Egal, was Frauen tun und wie sie ihre Botschaft formulieren, die Mehrheit der Männer hört nicht zu. Die meisten Politiker, Journalisten, Wirtschaftsbosse oder Kulturgrößen erkennen nicht an, dass Gewalt gegen Frauen ein Problem ist, das es zu lösen gilt. Ihre Reaktion auf die Botschaft ist häufig ähnlich: Entweder sie ignorieren die Frauen, suchen andere Sündenböcke oder sie machen die Opfer oder die Überbringerin der Botschaft lächerlich.

Beispiel 1: «Fick sie, bis ihr Steissbein bricht» – alles Kunst?

Letzten Dezember spielte das Radio SRF den Song «Ave Maria» der deutschen Rapper Farid Bang und Kollegah. Eine der

Songzeilen: «Dein Chick ist 'ne Broke-Ass-Bitch, denn ich fick' sie, bis ihr Steissbein bricht.» Das sorgte für Kritik. Der Tenor: Der Text erwecke den Eindruck, Gewalt gegen Frauen sei cool. Die Nationalrätinnen Natalie Rickli (SVP) und Chantal Galladé (SP) forderten deshalb vom SRF, das Stück nicht mehr zu spielen.

Die Rapper gingen weder auf die Kritik noch auf das Thema Gewalt ein. Stattdessen machten sie gegenüber dem Portal «Nau» die Politikerinnen runter: «Die Gutmenschen und Kunstbanausen aus der Schweizer Politik werden für ihre antireifeitlichen und von provinzieller Dummheit geschwängerten Aussagen noch die ein oder andere Punchline von Boss und Banger abbekommen!» Und drohten: «Es werden wieder Mütter gefickt!»

Kurz darauf diskutierte die Schweizer Kulturwelt Schweiz über die Frage, ob man Kunst einschränken dürfe oder ob das kulturfeindlich sei. Gewalt an Frauen an und für sich: zweitrangig.

Beispiel 2: #MeToo – stille Männer, hysterische Frauen

Zugegeben, die Me-Too-Debatte, die kam in der Schweiz an. Sämtliche Medien diskutierten über sexuelle Gewalt gegen Frauen. Ausser natürlich, die Vorwürfe betrafen die Medienwelt selbst.

Als der «Tages-Anzeiger» aufdeckte, dass der bekannte Journalist Werner de Schepper als damaliger Chefredaktor des «Blick» immer wieder Mitarbeiterinnen belästigt hatte, da blieb es seltsam still im Blätterwald. Kein grosses Medienhaus nahm das Thema auf, positive Ausnahme: Watson.



Ein frommer Wunsch: Frauen, die sich wehren, erleben oft Ignoranz und Anfeindungen.

FOTO: IMAGO

Was ausserdem auffiel: Während der ganzen Me-Too-Debatte waren es vor allem Frauen, die über sexuelle Gewalt redeten, ihre Erfahrungen teilten und Lösungen suchten. Und Journalistinnen, die ihnen zuhörten und darüber berichteten. Journalisten, mit wenigen Ausnahmen, sagten nichts dazu. Und wenn doch, dann unterstellten sie den Frauen häufig, sie seien hysterisch und würden übertreiben, aus einer Mücke einen Elefanten machen, ein Kompliment zu einem Übergriff hochstilisieren. Oder sie zogen sich auf die Position zurück, ein Übergriff sei erst berichtenswert, wenn er strafrechtlich relevant ist, wie die «Basler Zeitung» analysierte.

So vermieden sie es bequem, ihre eigene Position als Mann zu reflektieren und sich zu fragen, ob sie selber auch Grenzen überschreiten oder davon profitieren, dass Männer das mächtigere Geschlecht sind.

Beispiel 3: Verprügelte Frauen – Ausländer sind schuld

In Genf werden auf offener Strasse vier Frauen verprügelt. Linke Frauen rufen zur Demonstration auf, um gegen die konstante Gewalt gegen Frauen in unserer Gesellschaft zu demonstrieren. Die Reaktion von rechter Seite kommt postwendend: Die Ausländer sind schuld.

So behauptete die Genfer SVP-Nationalrätin Céline Amaudruz gegenüber dem «Blick», bei den Tätern handle es sich um Maghrebener. «Die Männer aus diesen Ländern haben keinen Respekt vor Frauen. In ihrer Heimat geschieht ihnen nichts, wenn sie Frauen verprügeln. Die Männer aus diesen Kulturen sind exzessiv gewalttätig.»

Nicht alle Männer sind Prügler und Vergewaltiger, aber manche sind es. Und zu viele schauen weg.

Was macht Amaudruz hier? Sie schiebt den Sündenbock ins Ausland. Und verweigert sich so einer Diskussion darüber, ob Schweizer Männer sich Frauen gegenüber systematisch sexistisch und gewalttätig verhalten.

Beispiel 4: #MenAreTrash – die Männer sind die Opfer

Und jetzt eben: #MenAreTrash. Auch hier redet die Twitter-Welt lieber über die Frage: «Darf man Männer Müll nennen?» Und niemand über die Frage: «Gibt es

hierzulande systematische Gewalt von Männern gegen Frauen?» Und wenn ja: Warum? Und vor allem: Was kann man dagegen tun?

Das ist schade. Das Thema hätte Beachtung verdient. Frauen werden ständig verprügelt, vergewaltigt, getötet. Von Männern. Nicht alle Männer sind Prügler und Vergewaltiger, aber manche sind es. Und zu viele schauen weg. Das ist ein Fakt.

Gemäss einer Studie der Weltgesundheitsorganisation WHO erlebt jede vierte Frau in Europa Gewalt. Und die meisten Vergewaltiger und Prügler sind keine fremden Männer hinter dem Busch, sondern Freunde, Partner, Väter, Brüder. Bei jedem zweiten Tötungsdelikt in der Schweiz kennen sich Täter und Opfer, 34 Prozent finden in der eigenen Familie statt, wie die Zahlen des Bundesamts für Statistik zeigen. Und das sind nur die Tötungsdelikte.

Diese Gewalt hat System: Sie ist möglich, weil wir in einer Gesellschaft leben, in der Männer immer noch mehr wert sind als Frauen. Daraufhin wollte die Südafrikanerin Rufaro Samanga mit dem Hashtag «MenAreTrash» hinweisen. Es ist ihr nicht gelungen. x

Dass einer behauptet, er sei weder Rassist noch Sexist, heisst noch lange nicht, dass er keiner ist. Knackeboul über legitime Wut und beleidigte weisse Männer.

“

Neulich stiess ich auf den Hashtag #MenAreTrash. Ich fand ihn übertrieben. Dann habe ich die Reaktionen von Männern darauf gelesen und wurde Fan... des Hashtags. Momentan empört man sich gern über Empörte: Jetzt reicht's dann mal! Als Normalo fühle ich mich diskriminiert! Man kann auch aus jeder Mücke einen Elefanten machen! Die Urheber solcher Platitüden sind meist weisse Männer, meist an medialen Stammtischen wie den Kommentarspalten von Gratiszeitungen.

Während viele mir sagen, ich solle mich nicht auf die paar wenigen Ignoranten, Rassisten und Sexisten im Internet fixieren, sage ich: Die sind keine Randerscheinung, sondern die Spitze des Eisbergs. Die Schweiz (und auch die restliche Welt) hat ein Rassismus- und Sexismus-Problem. Es ist strukturell, es ist tief verwurzelt und es ist beschämend. Wer dagegen laut wird, wer sich empört, wer flucht und angriffig ist, braucht kein Anger-Management. Diese Leute brauchen Nachahmer.

Dunkelhäutige und Frauen werden diskriminiert. Wer das abstreitet, ist Teil des Problems.

Darum ist auch die Kritik an der Gugge «Negro-Rhygass» und ihrem Sujet legitim. Logo und Name sind rassistisch. Wenn sich Tinu aus Kleinbasel als «lustiger Neger» mit dicken Lippen und Afroperücke verkleidet, ist das Rassismus. Er kann den Rassismus nicht wegzaubern, indem er aus seinen dick geschminkten Lippen ein breites «Ich bin kein Rassist» absondert. Dass man den eigenen Rassismus nicht erkennt, heisst nicht, dass er nicht da ist. Ich würde sogar meinen, die fehlende Einsicht in den Rassismus eigener Denkschemen ist die Hauptursache für Rassismus.

Das Schöne ist, dass es durchaus Tinus gibt, die gerne dazulernen. Und da helfe ich gern: Es ist nicht an Männern zu entscheiden, was für eine Frau sexistisch, diskriminierend oder belästigend ist. Es ist



Knackeboul ist Rapper, Beatboxer und Publizist.

nicht an Weissen zu beurteilen, was für dunkelhäutige Menschen rassistisch und diskriminierend ist. Rassistische und sexistische Worte und Bräuche wären weniger problematisch, wenn sie nicht einen tragischen Bezug zur Realität hätten. Denn die Schweizer Geschichte und der Schweizer Alltag sind rassistisch. Dunkelhäutige und Frauen werden diskriminiert. Permanent und immer wieder. Wer das abstreitet, ist Teil des Problems.

Die moderne Gesellschaft ist nicht so gerecht, wie sie scheint. Sie war auf gutem, einem besseren Weg als heute. Es gab in den letzten Jahrzehnten zunehmend mehr Gerechtigkeit für Menschen mit dunkler Hautfarbe und Frauen. Aber selbst im modernen Europa sind wir meilenweit davon entfernt, dass die sexuelle Belästigung von Frauen oder der Alltagsrassismus gegen Schwarze verschwunden wären.

Die Rückkehr der Kotzbrocken

In einer Zeit, in der wieder xenophobe alte Männer in wichtigen politischen Positionen sind, schreien die, die sich für Gleichberechtigung unter den Menschen eingesetzt haben, besonders laut. Das ist keine Hysterie aus Langeweile, keine Frustration wegen Unterfückung, wie das einige Kommentatoren suggerieren. Das ist nichts anderes als Solidarität mit den Opfern von Diskriminierung und die Sorge um die moderne Gesellschaft.

Man muss sich die moderne Gesellschaft als Sandburg vorstellen, an der eine Gruppe Kinder emsig arbeitet. Die letzten Jahrzehnte waren sehr ergiebig, weil die Bullies und Kotzbrocken-Kinder, die sich vor allem freuen können, wenn sie etwas kaputtmachen oder andere quälen, sich entweder beruhigt haben oder vom Spiel ausgeschlossen wurden. Die Burg wurde immer grösser und schöner. Die Kinder

freuen sich. Doch nun, nach ein paar Jahrzehnten der Ruhe und des Fortschritts kommen plötzlich wieder diese Trolljungs daher und wollen das Kunstwerk kaputt machen. Erste fangen an, Türmchen zu zerstören. Die Kinder schreien und wehren sich mit allen möglichen Mitteln. Sie wollen die Burg beschützen.

Das ist das Missverständnis. Die Leute schreien, weil vor ihren Augen etwas Kostbares, an dessen Aufbau sie beteiligt waren, zerstört wird. Die Schreie sind legitim. Die über die Empörung Empörten verwechseln die Sandburgbauerinnen mit den Trollen. Vielleicht ist die Sandburg die falsche Metapher. Denn von einer modernen und gerechten Gesellschaft profitieren alle. Auch die Trolle und ihre Advokaten.

Wären dunkelhäutige Frauen an der Macht, dürfte sich jeder Fasnächtler über Dunkelhäutige und Frauen lustig machen.

Würden wir in einer Gesellschaft leben, in der seit Jahrhunderten fast nur dunkelhäutige Frauen in politischen und wirtschaftlichen Machtpositionen wären; in der man weniger verdienen würde oder erst seit Kurzem abstimmen dürfte, weil man einen Penis hat, in einer solchen Gesellschaft dürfte man einen ganzen Cortège mit Sujets machen, die sich über Dunkelhäutige und Frauen lustig machen.

Gute Komik und Kunst sticheln immer gegen oben. Nie gegen unten. Leider sind weisse Männer an der Macht. Schwarze und Frauen werden strukturell unterdrückt. Es gibt eine grössere Solidaritätswelle mit einer Kleinbasler Guggemuusig als mit den Tausenden von ertrinkenden Flüchtenden auf dem Mittelmeer. Daran müssen wir schleunigst arbeiten.

Wer das nicht sieht, soll sich bilden. Wer das bekämpft, ist Trash. ×

”





von Gabriel Brönnimann

Noch im Juni 2017 machten sie gute Miene zum bösen Spiel. Der Uniratsdirektor Ulrich Vischer und die Unirektorin Andrea Schenker-Wicki sprachen vor den Medien über den neuen Leistungsauftrag. Sie betonten die «Erfolge». Fragen zu den verordneten Sparübungen lächelte man weg. Das sei Sache der einzelnen Fakultäten, man werde dann im März 2018 darüber entscheiden.

Rektorin Andrea Schenker-Wicki stellte aber bereits damals klar: «Es müssen sicher alle etwas beisteuern.» Und: «Sobald wir es entschieden haben, können wir es kommunizieren.»

Laut Recherchen der TagesWoche sind längst Entschiede getroffen worden. Folgeschwere. Nur wurden sie bisher eben nicht kommuniziert. Den Hinweis gab eine Stellenausschreibung des Departments Gesellschaftswissenschaften der Philosophisch-Historischen Fakultät. Die zu besetzende Stelle ist «eine Professur für Kulturanthropologie und Geschlechterforschung (open-rank) mit Schwerpunkt Migration».

Seltsam daran ist: Eigentlich gäbe es nicht einen, sondern zwei prominente Lehrstühle bei den Gesellschaftswissenschaften neu zu besetzen. Erstens den von Prof. Dr. Jacques Picard, Kulturanthropologe am Gesellschaftswissenschaftlichen Seminar. Picards Abschiedsfest fand Ende 2017 statt. Zweitens denjenigen von Prof. Dr. Andrea Maihofer, der Leiterin des Instituts für Gender Studies. Maihofer (65) wird dieses Jahr pensioniert.

Sind das nun die ersten Auswirkungen der Sparvorgaben? «Ja, jetzt greifen die Umsetzungen in den einzelnen Fakultäten», sagt Uni-Sprecher Matthias Geering. Er bestätigt die Vermutung, dass zwei prominente Stellen zu einer gemacht werden. Es handle sich neu um eine «Brückenprofessur für Kulturanthropologie und Gender Studies mit Schwerpunkt Migration». Eine Person, zwei Fächer – «die gemeinsame Professur soll dazu beitragen, dass in Zukunft mehr gemeinsame Lehre wie auch Forschung möglich ist», sagt Geering. Die einzelnen Studiengänge würden nicht zusammengelegt.

Professoren werden zurückgestuft

Die beiden Abgänge betreffen Vollprofessuren – mit allem Drum und Dran, inklusive Assistentinnen und Assistenten. Der gesuchte Ersatz für das scheidende Doppel ist nun als «open rank» ausgeschrieben, das bedeutet, die Stelle kann auch eine Assistenzprofessur sein. Was wiederum heisst: eine Lehrkraft, zwei Fachbereiche, keine Assistenten und Assistentinnen.

Uni-Sprecher Geering wiegelt ab: Falls man eine junge Person für die Aufgabe wähle, «bekommt diese eine Tenure-Track-Assistenzprofessur». Das bedeutet, dass der Lehrauftrag in eine Professur auf

«Kleinstangebote» werden dem Spardiktat geopfert.

FOTO: CHRISTIAN FLIERL

Universität Basel

Der neue Leistungsauftrag entfaltet seine Wirkung: Lehrstühle und Studienangebot werden abgebaut.

Sparhammer trifft die ersten Fächer

Lebenszeit umgewandelt werden kann. Finanziell spiele das keine Rolle, sagt Geering, «denn die Mittel bleiben gleich; hat jemand noch keine Assistenten, werden die Gelder für Lehraufträge etc. in diesem Bereich eingesetzt».

Eine weitere Sparmethode, die an der Philosophisch-Historischen Fakultät zur Anwendung kommt, ist anscheinend die Rückstufung. Die Fakultät spare unter anderem auch, indem «Professuren auf Assistenzprofessuren zurückgefahren werden», sagt Geering. Welche Auswirkungen das auf den Ruf der Uni und die Motivation der Lehrenden haben wird, wird sich zeigen.

Die «Brückenprofessur» bei den Gender-Studies und der Kulturanthropologie ist nur die erste von vielen. Es sollen noch weitere solche Stellen geschaffen werden, «die zwei Fächer miteinander verbinden und Synergien schaffen», fügt Geering an. «Dieser Prozess erstreckt sich über mehrere Jahre und betrifft eine ganze Reihe von Fächern und alle Departemente.»

Verhältnismässigkeiten

Insgesamt muss die Philosophisch-Historische Fakultät «knapp drei Prozent» einsparen. Das Departement Gesellschaftswissenschaften sei von diesen Sparmassnahmen leicht unterdurchschnittlich betroffen, weil es eine sehr hohe Belastung aufweise, so Geering. Anders gesagt: Die Geisteswissenschaften sind schon längst die günstigste Zitrone im Korb – und schon stark ausgepresst. Jeder Sparbefehl geht ans Lebendige.

Es sei zwar das Ziel der Umsetzung der Sparmassnahmen, «keine Angebote aufzugeben», sagt Geering. Doch zwei «Kleinstangebote in den Altertumswissenschaften» müssen über die Klinge springen: Es handelt es sich um die Fachbereiche Historisch-vergleichende Sprachwissenschaft und Vorderasiatische Altertumswissenschaft.

Eine kleine Rechnung zum Schluss. 2016 kostete die Historisch-Philosophische Fakultät (Personal plus Betriebskosten) laut Uni-Budget 34493702 Franken. Nachzulesen ist das in der Vorlage an den Landrat der Baslerbieter Regierung zum Uni-Globalbeitrag 2018–2021. Das macht pro Studierenden Geisteswissenschaftler 11346.60 Franken. Im Herbstsemester 2016 waren in den Geisteswissenschaften 3040 Studierende immatrikuliert, was knapp einem Viertel aller Studierenden an der Uni Basel entspricht.

Laut Geschäftsbericht 2016 lag der gesamte Personalaufwand der Universität Basel bei 381732881 Franken, der Betriebsaufwand bei 106012234 Franken. Total: 487745115 Franken.

Das wiederum bedeutet: Die Philosophisch-Historische Fakultät verursacht gerade einmal 7 Prozent der Personal- und Betriebskosten der Uni – und das für fast 25 Prozent der Studierenden. Dies dürfte der Hand, die den Sparhammer hält, durchaus bekannt sein. ×

EVENTAGENTUR
aufgetischt



Xmas-Anlass
auf dem Tisch?

Legen Sie Ihren Event in unsere Hände –
wir unterstützen Sie gerne mit kreativen Ideen.

Die etwas andere
Eventagentur in Basel.



www.aufgetischt.ch

Acht Jahre lang war Markus Somm BaZ-Chefredaktor und Reizfigur. Nun tritt er ab. Ein langes Gespräch zum Abschied.

«Die Basler sind überaus empfindlich»

von Yen Duong

Vier Monate sind vergangen, seit der Verkauf der «Basler Zeitung» bekannt gegeben wurde. Vorletzte Woche informierte Somm seine Belegschaft, dass die Übernahme durch den Zürcher Medienkonzern Tamedia unsicher sei. Grund: Die Wettbewerbskommission (Weko) will die Übernahme durch Tamedia vertieft prüfen. Der Entscheid soll bis Ende Jahr vorliegen. Bis dahin muss Somm auf seinem Chefposten ausharren. Ungern, wie er sagt.

Herr Somm, eine Ära geht zu Ende. Gibt die Weko grünes Licht für die Übernahme, verlassen Sie die BaZ demnächst. Sind Sie froh darüber?

Es spielt keine Rolle, zu welchem Schluss die Weko kommt: Ich höre auf jeden Fall Ende Jahr auf. Das ist mein Wunsch. Ich sehe den Abschied ambivalent: Auf der einen Seite ist es nach acht Jahren ein guter Zeitpunkt, um zu gehen und etwas anderes zu machen. Auf der anderen Seite hatte ich eine unglaublich gute Zeit hier – eine der besten in meinem Berufsleben. Der Abschied ist etwas mühselig, weil er sich wegen der Weko so lange hinzieht. Das verunsichert die Belegschaft enorm. Zudem verlieren wir viele Leute, die sich aus nachvollziehbaren Gründen neu orientieren. Es wäre mir deshalb lieber gewesen, wenn die Übernahme schon im Sommer vollzogen gewesen wäre.

Die BaZ geht an Tamedia. Das war nicht Ihre favorisierte Option.

Doch, ich habe diese Lösung ganz klar unterstützt. Zu diesem Entschluss sind Christoph Blocher, Rolf Bollmann und ich übereinstimmend gekommen. Wirtschaftlich war das der richtige Schritt, publizistisch und emotional sieht die Sache natürlich anders aus. Es tut weh, eine so gute Zeitung wie die BaZ aufgeben zu müssen. Wir haben in jeder Beziehung sehr viel investiert: Herzblut, Engagement und Geld. Aber es war klar: Wenn man eine Zeitung zu einem vernünftigen Preis verkaufen will, dann ist jetzt der ideale Zeitpunkt.

«2010 habe ich ein unbedeutendes Provinzblatt übernommen.»

Machen Sie sich Sorgen um die Zukunft Ihrer Redaktoren? Viele fürchten um ihre Stelle.

Betroffen ist vor allem der Mantel, die Lokalredaktion dürfte weiterarbeiten wie bisher. Tamedia hat aber ein ausgeprägtes Interesse daran, auch profilierte Leute des BaZ-Mantels in die Tamedia-Redaktion zu übernehmen. Zu Recht: Wir haben hervorragende Journalisten, die zu den besten des Landes gehören. Selbstverständlich können nicht alle von Tamedia angestellt werden. Ich glaube trotzdem nicht, dass

wir einen grossen Abbau in Basel vollziehen müssen. Ganz genau weiss ich es aber nicht. Das ist noch offen.

Wie sehr haben Sie sich bei den Vertragsverhandlungen mit Tamedia dafür eingesetzt, dass möglichst viele Angestellte bleiben können?

Ich möchte zu diesem Thema nichts sagen. Wir hatten aber intensive Gespräche geführt. Sie können davon ausgehen: Die Tamedia weiss nicht zuletzt dank mir, dass sie eine exzellente Redaktion eingekauft hat. Und es liegt unserem neuen Eigentümer viel daran, dieses Know-how und diese Brillanz zu bewahren.

Blicken wir auf Ihren Stellenantritt im August 2010 zurück. Was für eine Zeitung haben Sie damals übernommen?

Ein unbedeutendes Provinzblatt.

Wie charmant!

Die BaZ wurde in Zürich oder in der übrigen Schweiz nicht wahrgenommen, sie war kein Ereignis. Ich habe vorher mein Leben lang auf Zürcher Redaktionen gearbeitet, die BaZ interessierte dort niemanden. Stattdessen haben wir regelmässig den «Bund» angeschaut und ab und zu noch die «Berner Zeitung». Die BaZ dagegen spielte einfach keine Rolle.

Wie beurteilen Sie ihre Wirkung heute?

Als verhältnismässig gross. Gross für das, was mit einer Lokalzeitung möglich ist. Die BaZ ist heute eine der bekanntesten Lokalzeitungen der Schweiz. Das ist

«Acht Jahre sind genug.» Markus Somm verabschiedet sich demnächst von seinem Büro am Aeschenplatz.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



ein beachtlicher Erfolg – einer, den man uns nicht zugetraut hat. Dafür sind extrem engagierte, dickhäutige und hartnäckige Journalisten verantwortlich, die jeden Tag Basel und die Schweiz neu erfinden.

«Basel wird mit Wehmut merken, was die Stadt an der selbstständigen BaZ hatte.»

Eine sonderbare Wahrnehmung. Bevor Sie und Blocher übernahmen, hatte die BaZ eine Auflage von gut 83 000 Exemplaren. Seither ist die Auflage auf 46 000 zurückgegangen. Das ist doch niederschmetternd.

Die Auflagenzahlen sind in den letzten Jahren bei allen Zeitungen zurückgegangen. Zudem hatte die BaZ von 2001 bis 2010 mit einem Wischiwaschi-Kurs praktisch genau gleich viel verloren wie wir seither mit einem profilierten Kurs. Der Strukturwandel ist grösstenteils für den Verlust verantwortlich und nicht, dass wir vermutlich eine der besten Zeitungen gemacht haben, die Basel je gehabt hat. Ich bin überzeugt: Basel wird mit Wehmut merken, was es an der selbstständigen BaZ hatte. Man wird uns noch vermissen. Selbst ihr von der TagesWoche werdet es nie mehr so interessant haben wie in den letzten Jahren, als ihr euch mit uns auseinandersetzen musstet. Ohne uns gäbe es euch ja wohl gar nicht. Ich hoffe, ihr überlebt unseren Abschied.

Das ist nett. Aber Sie klingen uneinsichtig. Aus der BaZ wurde unter Ihnen ein rechtes Kampfblatt.

Das ist ein Kompliment. Die TagesWoche nimmt in St. Gallen niemand wahr, niemand schimpft dort über euch.

Wenn Sie meinen. Aber ist Schimpfen eine Auszeichnung für Sie?

Nein, aber es ist einfach so: Lob gibt es immer gratis ohne Begründung. Bei einem Artikel, für den man Sie lobt, wissen Sie nie ganz genau, ob das ehrlich gemeint ist. Wenn ich Sie jetzt mit Lob überhäufe, gehe ich kein Risiko ein, und Sie würden mich nie nach einem guten Argument fragen. Kritisiere ich Sie aber, muss ich mich mehr anstrengen – dann meine ich es ernst, ich habe mich mit Ihnen auseinandergesetzt. Selbst wenn ich mich ärgere: Ich mache Ihnen damit ein unfreiwilliges Kompliment. Denn ich habe Sie offensichtlich gelesen, und Sie haben mich berührt. Das Gleiche gilt in der Regel für eine Zeitung. So gesehen, gibt es keine treueren Fans der BaZ als jene, die uns kritisch begleitet und stets mit heiliger Empörung darauf bestanden haben, uns nicht mehr zu lesen.

Ihre Zeitung wurde auch immer wieder vom Presserat kritisiert. Das spricht nicht für Ihre Arbeit.

Der Presserat ist eine derart einseitig zusammengesetzte Organisation, dass man ihn nicht ernst nehmen kann. Die



«Kritik und Widerstand brauche ich wie die Luft zum Atmen.» FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Gewerkschaften dominieren, die Verleger sind in der Minorität. Dementsprechend unausgewogen wird geurteilt.

Drucken Sie deshalb die Rügen des Presserats nie ab?

Wie gesagt, der Verdacht, dass der Presserat eine politische Agenda verfolgt, ist angebracht, solange die Gewerkschaften diese scheinbar neutrale Organisation nach Belieben prägen. Ob eine Zeitung gut ist oder nicht, entscheidet nicht der Presserat, sondern der Leser. Wenn es in unserer Branche eine harte Währung gibt, die auf Qualität hindeutet, dann diese: Bewegt eine Zeitung? Deckt sie Dinge auf, die die Mächtigen lieber unter dem Deckel gehalten hätten? Und reden die Leute in der Stadt darüber?

«Es spricht für eine Zeitung, wenn sich die Politiker aufregen.»

Die Leute reden doch darüber, weil die BaZ Kampagnen fährt und Einzelfälle skandalisiert.

Gerade Sie als Journalistin sollten das Wort «Kampagne» nicht in den Mund nehmen. Das ist doch ein Wort, das Politiker erfunden haben, um schlechte Nachrichten, die ihnen nicht gefallen, herunterzuspielen. Wenn eine Zeitung einen ech-

ten Missstand aufgedeckt hat, dann darf sie auch einmal zwei oder drei Artikel dazu bringen – aber natürlich: Das passt den Kritisierten nicht. Lieber sehen sie es, wenn eine Zeitung den Mut und die Ausdauer verliert.

Woher kommt das?

Der Ärger über die Presse ist so alt wie die Presse selbst. Vorher schimpften die Mächtigen über «Thesjournalismus». Was für ein Unsinn! Jeder geht zunächst von einer These aus, wenn er versucht, die Welt zu beschreiben. Das Entscheidende ist, ob man gute Fakten beibringen kann, um diese These zu belegen. Vor allem aber: Ob man im Zweifelsfall intellektuell redlich genug ist, eine These auch wieder aufzugeben, wenn man sie nicht zu beweisen vermag. Darauf kommt es an. In der Regel spricht es für eine Zeitung, wenn sich die Politiker darüber aufregen. Dann liegt man meistens richtig. Wenn ein Politiker jedoch eine Zeitung lobt, dann Gnade dir Gott! Meistens ist das Lob vergiftet. Zeitungen, die es allen recht machen, nimmt niemand ernst. Das ist die harte Währung, und die andere harte Währung ist die Auflage.

Eben: Diejenige der BaZ spricht gar nicht für Sie. Und viele Leute in der Stadt sprechen verächtlich über sie.

Nein, das nehme ich nicht als Verachtung wahr. Es ist entweder Liebe oder Hass – und zwar blanker Hass (*lacht*). Wir haben ohne Zweifel polarisiert. Man hat uns

geliebt – oder regte sich fürchterlich auf. Das liegt aber auch an einer der – wenigen – Schwächen der Basler: Sie sind überaus empfindlich. Für meinen Geschmack hin und wieder zu empfindlich. Manche unserer Kritiker führten sich so auf, als ob die neue BaZ den Untergang des Abendlandes bewirken würde. Meine Familie stammt ursprünglich aus der Ostschweiz, das mag zu den Missverständnissen beigetragen haben. Wir werden dort zuweilen etwas gröber, wenn wir uns streiten. Die Basler dagegen sind ein bisschen feiner. Und sie sind ausserordentlich lokalpatriotisch. Kritik nehmen sie sehr persönlich.

«Wir Journalisten dürfen nicht zimperlich sein. Wer austeilt, muss auch einstecken können.»

Störte Sie die Antipathie Ihrer Person gegenüber?

Was meinen Sie?

Ich glaube, Sie sind aus Teflon. Es ist Ihnen egal, ob die Leute Sie mögen.

Egal wäre zu viel gesagt, niemand springt vor Freude in die Luft, wenn er kritisiert wird. Aber in der Regel beleben mich Kritik und Widerstand. Ich brauche sie wie die Luft zum Atmen. Ich bin in diesem Beruf, weil ich den Widerspruch suche, nicht weil ich mich gerne plagen lasse. Aber wir Journalisten dürfen nicht zimperlich sein. Wer austeilt, muss auch einstecken können. Wir versuchen Missstände aufzuzeigen, und wenn man das tut, kann man nicht erwarten, geliebt zu werden. Ich wollte auch eingreifen, damit sich die Dinge, die ich für problematisch hielt, zum Besseren wenden. Dass dies nicht nur auf Wohlwollen stiess, musste ich erwarten. Und ich fand das auch richtig.

Nochmals: Sie glauben wirklich, alles richtig gemacht zu haben, oder?

Ich halte nicht viel von öffentlicher Selbstkritik, das hat stets den Geschmack des Heuchlerischen. So gesehen: Ja, wir haben fast alles richtig gemacht.

Wieso so uneinsichtig?

Dann erzählen Sie doch, was Sie alles falsch gemacht haben in den letzten Jahren.

Für mich interessiert man sich nicht.

Es gibt kaum ein Presseerzeugnis, das in den letzten 15 Jahren so viel Aufsehen erregt und so viel erreicht hat wie wir. Zudem sind wir hoch rentabel.

Christoph Blocher war Ihr Mäzen.

Das war er definitiv nicht.

Er hat viel Geld investiert.

Aber auch wieder viel herausgeholt. Das war ein Investment. Als erfolgreicher Unternehmer fand er völlig zu Recht, dass auch die BaZ rentabel zu sein hatte, weil sie sonst nämlich nicht überlebt. Das haben wir geschafft. Wir gehören inzwischen zu den profitabelsten Blättern des Landes.

Ihr gemeinsames Wirken in Basel darf als gescheitert angesehen werden.

Seine Ziele hat Blocher mit der BaZ nicht erreicht. Die bürgerliche Wende ist ausgeblieben – die Stadt ist nach wie vor fest in rot-grüner Hand.

Haben Sie das Gefühl, dass wir das anstrebten? Halten Sie uns für politisch derart unterbelichtet? Wie kommen Sie darauf? Ich habe nie so etwas gesagt.

Blocher verfolgte mit der BaZ garantiert auch politische Ziele.

Haben Sie ihn gefragt? Der Anspruch von Christoph Blocher – auch meiner – war einzig, in der Schweiz für mehr Meinungsvielfalt zu sorgen. Eine Zeitung zu machen, die unabhängig von den grossen Verlagen ist und die auch einmal etwas schreibt, was man sonst nirgendwo liest. Dieses Ziel – mehr Vielfalt, mehr Pluralismus, mehr Debatten – das haben wir erreicht. Das würden nicht einmal unsere Gegner bestreiten.

Es gab nie publizistischen Einfluss von Blocher? Das ist kaum zu glauben.

Die Redaktion konnte schreiben, was sie wollte. Jeder Ansatz war erlaubt, jede Meinung erwünscht, das einzige, was stimmen musste, war die Qualität. Dafür war ich verantwortlich. Blocher versuchte nie, Einfluss zu nehmen. Hätte er das versucht, wäre ich der Erste gewesen, der gekündigt hätte. Es gibt keine Redaktion, die so viel innere Freiheit genoss wie wir – und Sie wissen das selber, weil sie von keinem BaZ-Journalisten je etwas Gegenteiliges gehört haben. Wir machten die härtesten Geschichten über die SVP in der Region – und von Blocher, dem informellen Chef dieser Partei, habe ich nie etwas gehört.

Gab er keine politische Agenda vor?

Es gab nie eine politische Agenda. Die Agenda war einzig: gut und kritisch sein. Die bürgerliche Wende war nie das Ziel. Die Leute lassen sich nicht so leicht beeinflussen, wie sie wählen und abstimmen. Unser Ziel bestand einzig darin, Alternativen aufzuzeigen. Deshalb ist es auch gut, dass es die TagesWoche gibt. Es ist wichtig, dass wir konträre Ansichten haben, dass wir diese pflegen und dass wir darüber streiten. Es geht gar nicht darum, wer hier recht hat. Sondern das Entscheidende ist, dass man unterschiedlicher Meinung sein kann. Für Basel ist der Verkauf der BaZ politisch und publizistisch ein Verlust, davon bin ich überzeugt.

Gut ist, wer anderer Meinung ist?

Nein, das Erfolgsrezept heisst, die Politiker, besonders die Regierungen, systematisch kritisch zu betrachten. Das ist eine der zentralen Aufgaben der Journalisten. Egal, ob die Regierung nun links oder bürgerlich ist. Fragen Sie die Regierungsräte in Baselland und Basel-Stadt: Alle, ob Bürgerliche oder Linke, hätten uns wohl ab und zu gerne Gift gegeben.

Wirklich?

Wenn alle, die mächtig sind, sich über uns beklagen, dann haben wir offensichtlich nicht alles falsch gemacht. Das bedeutet nicht, dass wir immer recht haben, im Gegenteil. Wir können uns auch irren, haben Sachen womöglich falsch dargestellt

oder übertrieben. Das kommt vor, selten, aber immerhin. Das Entscheidende ist, dass eine Regierung den permanenten Druck spürt, dass sie kritisch beobachtet wird. Das Problem der grossen Zeitungen besteht darin, dass sie im Mainstream ertrinken – und dieser fliesst im Zweifelsfall nach links. Zu viele Journalisten ticken links, oder sagen wir es höflicher: linksliberal. Sie loben links, denken links und schlafen links ein. Links zu sein, genügt aber nicht mehr, um jemanden hinter dem Ofen hervorzulocken. Das ist doch die Tragödie vieler Journalisten: Sie wären gerne Rebellen, aber was sie denken und schreiben, entspricht längst dem, was das Establishment denkt, was die Mächtigen gerne hören und die Verwöhnten richtig finden. Damit machen sie keine interessante Zeitung, sondern bloss eine Zeitung für den gut ausgebildeten Bünzli.

«Viele Journalisten wären gerne Rebellen, aber was sie schreiben, entspricht dem, was das Establishment denkt.»

Sie schienen sich nicht gross für Basel zu interessieren und sind nie warm geworden mit der Stadt. Wieso nicht?

Das kann man so nicht sagen. Das wäre grotesk, nachdem ich so viel Zeit in dieser Stadt verbracht und mich so intensiv mit ihr auseinandergesetzt habe. Wenn mich diese Stadt kalt gelassen hätte, dann wäre ich nach einem Jahr wieder gegangen. Natürlich reibt man sich an einem Ort, wo man sich als Journalist exponiert, man lernt viele Gegner kennen, meistens aber nicht so viele, wie man Anhänger für sich einnimmt. Wer Journalist ist, lässt sich zwangsläufig auf den Ort ein, wo er wirkt. Basler Lokalpolitik hat mich stets gefesselt, und ich habe in der Redaktion viel Zeit dafür aufgewendet. Wenn mich etwas nicht so sehr interessiert, weil ich auch nichts davon verstehe, dann ist es der Sport. Das gebe ich zu. Der interessiert mich aber auch in Zürich nicht.

Sie sind als Autor für Tamedia vorgeesehen. Wird man jemals eine Zeile von Ihnen lesen?

Haben Sie das Gefühl, ich fange nun an zu fotografieren?

Wie würden Sie Ihre Beziehung zu Christoph Blocher beschreiben, nachdem Sie so intensiv zusammengearbeitet haben?

Als sehr gut. Das wird auch so bleiben.

Aber Geschäfte werden Sie keine mehr zusammen machen?

Vermutlich nicht.

Irgendwie ist es surreal, dass Sie bald weg sein werden.

Bloss keine falschen Tränen! Acht Jahre sind genug. So lange dauert auch die amerikanische Präsidentschaft (*lacht*). ×

Der frühere Stadtentwickler und heutige FDP-Politiker ist Beirat der «bz Basel». Er verschickt Inputs an die Redaktoren und will die Strategie des Blattes neu bestimmen.

Beirat regt mit Anregungen die Redaktion auf

von Renato Beck

Peter Wanner, Verleger des Aargauer Medienkonzerns AZ Medien, hat gerne starke Männer um sich. Er umgibt sich mit einer Korona von Einflüsterern und Beratern. So heisst es in seinem Umfeld. Manche steigen in seiner Gunst, manche sinken. Manche versuchen, auf Kosten anderer vorwärtszukommen.

Wanner holt sich vor allem dann Rat, wenn er selber nicht weiterweiss. In Basel beispielsweise. Da kämpft er seit 2012 mit einer Stadtausgabe der «Basellandschaftlichen Zeitung» um Leser und Inserenten. Doch für Wanner ist die «bz Basel» trotz ordentlichem Geschäftsgang ein Sorgenkind geblieben. Mal ist sie in seinen Augen politisch falsch positioniert, mal inhaltlich, mal kommerziell.

Weiterhelfen soll seit Jahren ein Berater in wechselnder Besetzung. Erst durfte der Basler Öko-Unternehmer Daniel Wiener seine Vorstellungen einspeisen. Zeitweise liess sich Wanner auch vom früheren FCB-Präsidenten Bernhard Heuser Ratschläge erteilen. Jetzt hat er einen Narren an Thomas Kessler gefressen.

Was diesem nicht ungelegen kommt. Denn Kessler ist ein Mann, der das Publikum braucht. Als er noch Basler Stadtentwickler war, funkte er auf allen Kanälen, sprach über Migration, das Asylwesen und Ladenöffnungszeiten. Kein Problem, für das Kessler keine Lösung parat hatte. Jedenfalls so lange, bis ihm der damalige Regierungspräsident Guy Morin den Apparat abdrehte und ihn mit kolportiert

zwei Jahreslöhnen Abfindung aus dem Amt hievte.

Seither hat Kessler neue Aufgaben gefunden. Er berät Kommunen und staatliche Gremien in Sicherheits- und Integrationsfragen. Er will für die Basler FDP in den Nationalrat. Und er fungiert als publizistischer Beirat der «bz Basel».

Ein Schwall von Ratschlägen

Kessler begnügt sich nicht damit, drei, vier Mal im Jahr für teures Geld seine Gewissheiten zum Besten zu geben. Er mischt sich ins Tagesgeschäft ein. Von Ende Januar, als er zum Leiter des Beirats erkoren wurde, bis Juni verschickte er praktisch täglich eine Blattkritik an die Redaktion. Zu den Empfängern zählten, wie Kessler bestätigt, Chefredaktor David Sieber, dessen Stellvertreter sowie der Redaktor des jeweils kritisierten Artikels.

«Seit Bestehen des Publizistischen Beirats ist die Zeitung deutlich besser geworden», sagt Verleger Peter Wanner.

Man stelle sich die Aufregung vor, hätte Christoph Blocher dies bei der «Basler Zeitung» so gehandhabt.

In den Posteingängen der Redaktoren stauten sich Kesslers Einschätzungen. Dazu kamen ebenfalls beinahe täglich verschickte Anregungen und Storyideen,

oft nach Mitternacht verschickt. Kessler fungierte fast ein halbes Jahr lang als Schattenchefredaktor, sodass es der Redaktion bald zu viel wurde. «Ich arbeite manchmal eben auch spätabends», sagt Kessler. Er habe aber Verständnis für die bestehende Betriebskultur «und die Anregungen des Beirats dann jeweils zeitlich gebündelt».

AZ-Verleger Wanner lobt den Aktivismus seines Beirats ausdrücklich: «Für die Redaktion war das etwas ungewohnt, geschadet hats aber nicht. Im Gegenteil: Seit Bestehen des Publizistischen Beirats ist die Zeitung deutlich besser geworden.» Und Kessler fügt an: «Die Professionalität der Journalisten war damit nie infrage gestellt – im Gegenteil. Die Unabhängigkeit der Redaktion ist zentral.»

Strategische Überlegungen

Das nimmt die Redaktion freilich anders wahr. Besonders gerne äussert sich Kessler nämlich zu Fragen der Stadtentwicklung, dazu kritisiert er regelmässig seinen früheren Arbeitgeber, die Basler Regierung. Dinge, die ihn beschäftigen, als ehemaligen Kantonsangestellten und vor allem als Nationalratskandidaten.

Einmal drückte er sein Unverständnis darüber aus, dass die «bz Basel» eine Demonstration von Basler Kurden zu den Zuständen in der Türkei nicht abdeckte. Das war für ihn besonders ärgerlich. Denn: Thomas Kessler hielt an dieser Demo einen Vortrag.

Seit Juni landen seine Wortmeldungen nun gebündelt zunächst bei Chefredaktor David Sieber, der dann entscheidet, was



Thomas Kessler will für die FDP in den Nationalrat – und nebenbei die «bz Basel» umbauen.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

damit passieren soll. «Und das nur zu Bürozeiten», wie Kessler erklärt. Sieber selber will sich nur zurückhaltend zum Einfluss Kesslers auf sein Blatt äussern: «Die beiden Beiräte Thomas Kessler und Beat Oberlin haben auf Wunsch der Redaktion über mehrere Wochen eine schriftliche Blattkritik gemacht, meistens in Form eines Vergleichs mit der BaZ. Darüber hinaus liefert Kessler Inputs. Die Redaktion ist völlig frei, diese aufzunehmen oder eben auch nicht.»

Regelmässig kommt Kessler als Politiker in der «bz Basel» zu Wort. Kaum einmal wird deklariert, dass er im Beirat sitzt.

Seit er von Sieber im Tagesgeschäft zurückgebunden wurde, hat sich die Rolle Thomas Kesslers verändert. Sie ist indes nicht kleiner geworden – ganz im Gegenteil. Kessler erklärt das so: Die Rolle des Beirats habe sich mit den Veränderungen auf dem Medienplatz Basel weiterent-

wickelt. Man beschäftige sich vermehrt auch mit strategischen Fragen: «Die Rolle Basels in der Schweiz mit der Forschung, Universität, Wirtschaft, Kultur und Innovation ist ein Thema.»

Doppelrolle nicht deklariert

AZ-Verleger Wanner bestätigt den geplanten Umbau der Basler Aussenstelle: «Diese Themen sind tatsächlich noch untergewichtet im Blatt. Es geht auch um die Wahrnehmung Basels in der übrigen Schweiz. Da besteht Handlungsbedarf.» Welchen Einfluss die Neuausrichtung auf die Besetzung der Redaktion oder die tägliche Publizistik haben wird, bleibt unklar. Ebenfalls, welche Leserschaft sich dafür interessieren würde.

Die nächste Strategiesitzung soll bereits Mitte September stattfinden. Dann setzt sich Kessler mit den weiteren Beiräten – Ex-Banker Beat Oberlin, AZ-Verleger Peter Wanner, CVP-Nationalrätin Elisabeth Schneider-Schneiter sowie Ex-SP-Grossrätin Dominique König – an den Tisch. Dabei geht es insbesondere um die Frage, wie sich die «bz Basel» angesichts der Übernahme der «Basler Zeitung» durch Tamedia weiterentwickelt.

Kessler spricht von einer «intensiven Begleitung durch den Beirat». «Das geht nicht ein bisschen nebenbei.» Nicht ein-

gebunden in den Strategieprozess ist die Chefredaktion der «bz Basel».

Thomas Kessler kann daran nichts Problematisches erkennen. Auch wenn er selber aktiver Politiker mit grossen Ambitionen ist. Regelmässig kommt er in dieser Rolle auch in der «bz Basel» zu Wort. Kaum einmal wird dabei deklariert, dass Kessler im Beirat der Zeitung sitzt. Auch nicht, als das Blatt ausführlich über das neue Parteiprogramm der FDP Basel-Stadt berichtete und dabei insbesondere Kesslers ewigen Wunsch nach einer Drogenliberalisierung hervorhob. Dazu schreibt er eine regelmässige Kolumne im Blatt.

Mitte Oktober wird die Basler FDP entscheiden, ob sie mit Kessler als Spitzenkandidat in den Wahlkampf um den Nationalrat geht. Die Kandidatur gilt mittlerweile als Formsache. Dann wird der Mann, der so gerne spricht, noch mehr Aufmerksamkeit benötigen. Für die Redaktion der «bz Basel» sind das keine guten Aussichten, zumal Kessler als Beirat nicht kürzertreten will.

Auch das ist mit Peter Wanner so abgesprochen. Kessler soll unbedingt Beirat bleiben. «Ich halte ihn für eine aussergewöhnlich spannende und anregende Persönlichkeit», sagt der AZ-Verleger. Am Redaktionssitz der «bz Basel» dürfte das wie eine Drohung klingen. ×

Medien

Lichterlöschchen bei Barfi.ch

von Dominique Spirgi

Christian Heeb ist ein engagierter Optimist. Noch Ende Juli sagte er gegenüber der TagesWoche, dass er an eine positive Wende glaube. Doch nun musste er das Aus verkünden. Sein am 1. August 2015 lanciertes News-Portal Barfi.ch war wegen akuten finanziellen Problemen in die Nachlassstundung gerutscht, letzten Samstag schrieb Heeb auf seiner bereits inaktiven Website: «Die wirtschaftliche Situation lässt eine Fortführung nicht mehr zu, unsere Kasse ist endgültig leer.»

Es ist schade, dass in der Basler Medienlandschaft eine Stimme verstummt. «Eine junge, schnelle und innovative Stimme Basels», wie die Redaktion in ihrem melancholischen Dankeschreiben an die Leserschaft schreibt, war Barfi.ch aber nur bedingt. Jung war sie nur, weil Barfi.ch zu den jüngsten Medienerzeugnissen der Region gehörte – und nicht, weil das Portal inhaltlich jung daherkam. Schnell war Barfi.ch für wahr, denn die Redaktion schaltete Medienmitteilungen von Politik, Kultur und Wirtschaft im «Copy & Paste»-Verfahren auf.

Und innovativ? Vielleicht war das Innovative an Barfi.ch, dass sich die Platt-

form dem Drang verwehrt, um jeden Preis innovativ zu sein. Sie verstand sich als Dienstleistungsnische für newsbegierige und nostalgisch angehauchte Basler (und Baselbieterinnen). Die schön bebilderten Rückblicke auf das Basel von einst waren sehr beliebt. «Basel halt, die Hauptstadt der Welt», wie Heeb schreibt.

Bei der Leserschaft kam das an. «Unglaubliche 493 845 Nutzer» seien zuletzt Gast auf dem Portal gewesen, schreibt Heeb im Abschiedstext. Barfi.ch war mehr als ein News- und Nostalgieportal mit knalligen Titeln. Immer wieder waren auch Geschichten zu lesen, Resultate von engagierten Recherchen, die Nachhall hatten. Storys, die auch die TagesWoche wegen ihres Gehalts aufnehmen musste.

Werbekunden machten nicht mit

Doch jetzt ist Schluss. Der Erfolg bei der Leserschaft wurde von den anvisierten Werbekunden nicht gewürdigt. Dies obwohl Barfi.ch ihnen auf der gekachelten Website eine attraktive Plattform zur Verfügung gestellt hatte. Das Mediengeschäft ist halt ein brutal hartes Pflaster.

Das Aus von Barfi.ch ist vor allem ein bitterer Moment für Heeb. Er hat viel Geld und Herzblut reingesteckt. Der Basler Medienpionier, der mit seinem 1983 gegründeten «Radio Basilisk» und den späteren Intermezzi mit dem Baselbieter Lokal-TV «NWI» und dem Sender «Radio Basel» schon einiges an Höhen und Tiefen in der Medienszene durchlebt hat, sagt jetzt: «Adieu und Merci für die drei glücklichsten Jahre meines langen Berufsleben.» ×

Zahl der Woche

34 000

von TaWo

Ein neudeutscher Name wurde gefunden, eine Lösung noch nicht: Wegen Lebensmittelverschwendung («Food Waste») landen allein in der Schweiz jährlich zwei Millionen Tonnen Lebensmittel im Abfall.

Seit 1999 versucht der spendenfinanzierte Verein Tischlein deck dich, diese Lebensmittel zu armutsbetroffenen Menschen in der Schweiz und in Lichtenstein umzulernen – mit Erfolg: 2017 konnten fast 4000 Tonnen Lebensmittel an Abgabestellen verteilt werden.

In der Reformierten Kirchgemeinde Zwinglihaus im Gundeli werden in Zusammenarbeit mit der Nonprofit-Organisation Kiebitz seit zehn Jahren jeden Dienstag Lebensmittel angeliefert. Diese haben eine kurze Resthaltbarkeit oder stammen aus Überproduktionen und Falschdispositionen. 2017 wurden so gut 34 000 Kilo im Wert von 220 597 Franken verteilt. 175 Personen nehmen jede Woche die Esswaren entgegen.

In der Stadt Basel gibt es neben dem Zwinglihaus drei weitere Abgabestellen, die wöchentlich 815 Personen versorgen: die Elisabethenkirche, die Matthäuskirche und die Thomaskirche. ×

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 44-Jährige wohnt in Bern.

Israelitische Gemeinde

Neuer Vorstand gesucht

von Dominique Spirgi

Die Israelitische Gemeinde Basel steckt in Schwierigkeiten. Die älteste jüdische Religionsgemeinschaft der Schweiz ist in den vergangenen 40 Jahren auf die Hälfte ihrer Grösse geschrumpft. Nun fehlt ihr das dringend benötigte Geld, um die Sicherheit ihrer Einrichtungen, vorab der Synagoge an der Leymenstrasse, zu gewährleisten.

Die hohen finanziellen Aufwendungen in Zeiten des Spardrucks haben zu Differenzen innerhalb des Vorstands und mit Gemeindemitgliedern geführt. Präsident Guy Rueff bestätigt entsprechende Berichte des Wochenmagazins «Tachles» und des SRF-«Regionaljournals».

«In der Gemeinde und im Vorstand war man sich uneinig, ob man so viele Mittel in Sicherheitsmassnahmen investieren soll und damit andere Aufgaben, wie Bildung, vernachlässigen», sagt Rueff.

Vier von acht Vorstandsmitgliedern sind inzwischen zurückgetreten – nicht alle wegen den genannten Uneinigkeiten, wie Rueff sagt. Das hat zur Folge, dass der Vorstand rechtlich eigentlich nicht mehr beschlussfähig ist. Weil man kurzfristig keine Ersatzkandidaten finden konnte, haben Vorstand und Präsident auf Herbst ihren Rücktritt angekündigt. «Wir wollen Platz machen für neue Kräfte und einen Neuanfang ohne Altlasten», sagt Rueff.

Unterstützung in Aussicht

Die Zeichen stehen gut, dass die Neubesetzung des Vorstands nicht mehr vor dem Hintergrund der schwierigen Sicherheitsdebatte stattfinden müssen. Wie aus der Antwort der Basler Regierung auf eine Motion der Sicherheitskommission des Grossen Rats hervorgeht, ist der Kanton bereit, sein Engagement für die Sicherung der jüdischen Einrichtungen nachhaltig zu erhöhen. Dies mit dem Ziel, «die Sicherheitskosten der jüdischen Organisationen in Basel substanziell zu senken», wie es im Bericht heisst.

Die Regierung denkt dabei nicht an öffentliche Subventionen für private Sicherheitsdienstleistungen, sondern an einen «markanten Ausbau der polizeilichen Präsenz» und – «wo möglich und sinnvoll» – bauliche Massnahmen. Dies sei auch im Sinne der betroffenen jüdischen Organisationen, heisst es im Bericht.

Diese Zusage stimmt Rueff zuversichtlich, dass die Gemeinde ihr Problem wird lösen können, obwohl es bereits bei der letzten Wahl vor rund anderthalb Jahren nicht einfach gewesen sei, acht Vorstandsmitglieder zu finden. «Aber ich bin von Natur aus ein optimistischer Mensch», fügt er hinzu. ×



Ein Indendant für drei Sparten: Benedikt von Peter.

FOTO: D. SPIRGI

Theater Basel

Der Neue ist ein Spezialist für Musiktheater

von Dominique Spirgi

Jetzt ist es offiziell: Der neue Intendant des Theaters Basel heisst Benedikt von Peter, ist 41 Jahre alt und von Haus aus Spezialist für Musiktheater. Er wird auf die Spielzeit 2020/2021 die das grösste Dreispartenhaus der Schweiz übernehmen. Sein eigentlich bis 2021/2022 laufender Vertrag mit Luzern ist der Grund für die späte Mitteilung nach wochenlangen Gerüchten. Die Basler Theaterverwaltung musste ihren designierten Intendanten erst aus dem Vertrag mit Luzern befreien. So wie sich der aktuelle Basler Intendant Andreas Beck aus seinem Vertrag lösen musste. Beck wechselt bekanntlich 2019/2020, und damit ebenfalls ein Jahr vor seinem Vertragsende, ans Münchner Residenztheater.

Erfolg mit Innovation in Luzern

Das hiesige Theater ist ein gutes Pflaster für Theatermensen, die mit Qualität und spannenden Positionen auf sich aufmerksam machen wollen. Das war beim stilbildenden Theaterleiter Frank Baumbauer so. Das ist jetzt bei Andreas Beck so. Und das war – mit einer Einschränkung – sogar bei Georges Delnon so. Das Beispiel Delnon könnte als weniger gutes Omen gedeutet werden. Das Theater Basel erlebte seine Glanzzeiten immer dann, wenn ein Schauspielerspezialist am Ruder war. Bei Düggelin, bei Baumbauer, unter Bachmann und eben bei Beck. Unter Delnon erhielt das

Theater Basel zwar Lorbeeren für seine Opern. Aber das Schauspiel, und das ist die Leitsparte hier in Basel, blieb blass.

Jetzt wird also wieder ein Spezialist des Musiktheaters an die Spitze des Hauses berufen. Vielleicht kann von Peter das Primat des Schauspiels in Basel brechen. Er hat sich in Luzern als Theatermacher bewiesen, der nicht nur spartenübergreifend denkt (das tun gegenwärtig alle), sondern auch so handelt. Und als jemand, der nicht dem Kanon der Sprech- und Musiktheater-Spielpläne nachhängt, sondern neue Wege, Zugänge und vor allem auch Räume sucht. «Ich bin, was meine Opernarbeit angeht, eher ein Freak», sagte der designierte Intendant an der Medienkonferenz.

«Ich habe mich nicht beworben»

Von Peter wird in Basel eine schwierige Nachfolge antreten. Sein Vorgänger Beck hat nicht nur mit seinem Prinzip der «Basler Dramaturgie» Erfolg, also dem konsequenten Weiterdenken und der Weiterentwicklung klassischer Stoffe in die Gegenwart. Beck hatte auch ein phänomenales Händchen bei der Zusammenstellung des Schauspielensembles. Dieses wird zu einem beträchtlichen Teil mit ihm nach München weiterziehen.

Der Verwaltungsrat des Theaters Basel ist selbstverständlich überzeugt von den Fähigkeiten des «einstimmig gewählten» neuen Intendanten. Er ist sicher, «dass Benedikt von Peter dank seiner ausgewiesenen Sozialkompetenz und Teamfähigkeit die ideale Führungsperson für das Theater Basel sein wird».

Und von Peter? «Ich habe mich nicht für Basel beworben, ich war sehr glücklich in Luzern. Schreiben Sie das», sagte er. Aber letztlich war das Angebot doch zu verlockend. «Als Regisseur habe ich Basel als Oase erlebt, wo man mutig und angstfrei arbeiten kann – ein Raum, wo man sich etwas getraut.» ×

Bildstoff

360°

Paris

Wenn der Goldfisch nicht mit in die Ferien darf, bietet ihm das Aquarium von Paris ein neues Zuhause. Rund 600 Fische wurden so in zwei Jahren wohl davor bewahrt, in die Kanalisation gespült zu werden.

PASCAL ROSSIGNOL/
REUTERS



Nord-Pyongan

Würden Sie sich von diesem Mann die Zähne polieren lassen? Kim Jong Un inspiziert eine Fabrik für Medizinalgeräte, denn seiner Meinung nach dürfte das Gesundheitswesen Nordkoreas etwas mehr glänzen.

KOREAN CENTRAL NEWS
AGENCY/REUTERS



Dublin

Zum Weltfamilientreffen wird hoher Besuch erwartet. Papst Franziskus bringt keine Verwandtschaft mit, aber als Papa der katholischen Kirche ist er allemal willkommen.

CLODAGH KILCOYNE/
REUTERS





Peschawar

Neugier ist der Ziege Tod. Dieses Tier wurde zum islamischen Opferfest bunt geschmückt und blickt im Nordosten Pakistans ahnungslos seinem Schicksal entgegen.

FAYAZ AZIZ/REUTERS



Moskau

Ob der Tank leer oder die Maschin kaputt ist, wissen wir nicht. Aber in der chronisch verstopften russischen Hauptstadt ist auch im Schrittempo noch gut Vorwärtsgkommen.

MAXIM SHEMETOV/
REUTERS





Wir müssen nicht essen, was die Industrie uns vorsetzt, meint Maya Graf.

FOTO: ELENI KOUGIONIS

Ernährung

Soll der Bund vorschreiben, wie unser Essen produziert wird? Nein, aber wir alle profitieren von gesünderen Produkten, sagt Maya Graf, Co-Präsidentin des Fair-Food-Initiativkomitees.

«Es geht nicht darum, einzelne Lebensmittel zu verbieten»

von Catherine Weyer

Maya Graf, Baselbieter Nationalrätin der Grünen, weilt derzeit in der ganzen Schweiz für die Fair-Food-Initiative. Als Treffpunkt für das Gespräch über ihr Anliegen schlägt die Sissacherin die «Gmüeserei» vor. Die Genossenschaft, bei der auch Graf Mitglied ist, existiert erst seit diesem Frühling und baut auf dem Land des Landwirtschaftlichen Zentrums Ebenrain in Sissach Lebensmittel an.

Maya Graf, in Ihrer Initiative ist die Rede von regional und saisonal produzierten Produkten, die gefördert werden sollen. Meinen Sie damit solche wie jene aus der «Gmüeserei»?

Es ist ein kleiner Teil von dem, was wir uns von der Initiative wünschen. Aber ja, Projekte wie die «Gmüeserei» haben wir mit der Initiative auch im Fokus. Bei allen Umfragen ist es dieses Konzept, das von den Konsumentinnen und Konsumenten vermehrt bevorzugt wird: Es soll regional sein, ökologisch und fair produziert.

«Fair» ist aber ein sehr schwammiger Begriff.

Der Lebensmittelmarkt und der Handel sind bereits stark kontrolliert und reguliert. Es gibt internationale Abkommen, bei denen beispielsweise die Anstellungsbedingungen der Mitarbeitenden in der Landwirtschaft geregelt sind. Die Idee der Initiative ist, dass sich der Bund einen Überblick über bestehende Abkommen verschafft und überlegt, welchen man sich anschliessen könnte. Gleichzeitig gibt es bereits viele Labels und ganze Branchen, welche die Regeln, die wir fordern, bereits aufgenommen haben – zum Beispiel «Fairtrade» oder die «Bioknospe».

In diesem Fall gibt es die Instrumente ja schon. Wozu dann die Initiative?

Es wäre ein Leichtes, wenn es nur noch Fair-Trade-Bananen geben würde. Die Instrumente sind da und der Preis ist niedrig genug, dass es sich jeder leisten könnte. Aber es ist immer noch nicht umgesetzt. Wir brauchen mehr Instrumente, um die Labels zu stärken.

Es ist nicht wegzudiskutieren, dass Produkte dieser Labels teurer sind. Das kann sich nicht jeder leisten.

Das muss nicht sein, faire Produzentenpreise beeinflussen den Konsumentenpreis nur marginal. Wenn zudem das Angebot grösser wird, und genau das möchten wir mit der Initiative erreichen, dann geht der Preis nicht unbedingt nach oben. Die Qualität hingegen steigt. Fair produziertes Essen soll kein Luxusprodukt sein, das nur einer gewissen Bevölkerungsschicht offensteht. Jeder hat qualitativ gutes gesundes Essen verdient.

Aber die Leute geben immer weniger Geld für Lebensmittel aus, derzeit sind es noch knapp sieben Prozent des Einkommens. Anscheinend wollen die Leute lieber billiges Essen.

Menschen mit kleinem Einkommen können leider oft nur dort sparen. Mieten

Fair-Food-Initiative

Am 23. September entscheidet das Schweizer Stimmvolk über die Fair-Food-Initiative. Diese will eine Förderung von ökologisch produzierten Lebensmitteln erreichen: «Der Bund stärkt das Angebot an Lebensmitteln, die von guter Qualität und sicher sind und die umwelt- und ressourcenschonend, tierfreundlich und unter fairen Arbeitsbedingungen hergestellt werden», heisst es im Initiativtext.

Diesen Anspruch sollen nicht nur Schweizer Produkte erfüllen, sondern auch solche, die aus dem Ausland importiert werden. Lebensmittel, die den Standards der Fair-Food-Initiative entsprechen, sollen vom Bund begünstigt werden. Unter anderem sieht die Initiative vor, dass der Bund Einfuhrzölle und Zollkontingente abstimmen kann, je nach Lebensmittelproduktion.

Ausserdem soll der Bund Vorschriften erlassen können über die Deklaration von Lebens- und Futtermitteln und entscheiden, welche dieser Produkte für den Schweizer Markt zugelassen werden. Er wird zudem dazu verpflichtet, die Lebensmittelverschwendung einzudämmen.

Bundesrat und Parlament lehnen die Initiative ab. Es gebe bereits die nötigen Verfassungsgrundlagen, um sichere und nachhaltig produzierte Lebensmittel zu stärken. Ausserdem befürchtet der Bundesrat einen Konflikt mit internationalen Abkommen.

und Versicherungen sind zu grosse Fixkosten. Das ist ein grosses Problem und muss mit sozialpolitischen Massnahmen gelöst werden. Es geht um die wichtige Diskussion, wie viel Wert ein gutes Lebensmittel hat. Die Grundlage dafür schafft man, indem man für Nähe zwischen den Produzenten und den Konsumentinnen sorgt. Wer sieht, dass hinter dem Poulet eine Bauernfamilie steht, die ihre Tiere anständig hält und ihre Mitarbeitenden angemessen bezahlt, ist auch eher bereit, einen angemessenen Geldbetrag dafür in die Hand zu nehmen. Aber es gibt heute bereits sehr positive Entwicklungen in diese Richtung.

Welche?

Viele junge Leute befassen sich vermehrt mit Essen und Lebensmittelproduktion. Im Ebenrain sind die Gärtnerkurse regelmässig überbucht und die Leute pflanzen wieder ihr eigenes Gemüse auf dem Balkon. Und es gibt Läden, die Überschüsse an Esswaren billig abgeben. Das sind schöne Entwicklungen.

«Die Initiative ist der Mittelweg zwischen Abschottung und schrankenlosem Freihandel.»

Weshalb fordern Sie dann noch mehr?

Zwei Monate nach der Debatte zur Ernährungssicherheit hat der Bundesrat letztes Jahr seine Gesamtschau zur kommenden Agrarpolitik veröffentlicht. Und er ist überhaupt nicht auf die neue Verfassungsgrundlage eingegangen. Im Gegenteil: Er pusht mit voller Kraft die Handelsabkommen mit den Mercosur-Staaten (Abkürzung für «Mercado Común del Sur», gemeinsamer Markt Südamerikas, die Red.). Da war erst recht klar: Es braucht

die Fair-Food-Initiative, um dem Bund Instrumente in die Hand zu geben, damit er die Nachhaltigkeitsstrategie bei zukünftigen Handelsabkommen verankert.

Die Gegner der Initiative werfen Ihnen Protektionismus vor – Sie wollten den Schweizer Markt abschotten und Importe beinahe verunmöglichen.

Nein, überhaupt nicht. Die Schweiz importiert 50 Prozent ihrer Lebensmittel, wir sind ein kleinflächiges Land und müssen auf enorm engem Raum Landwirtschaft betreiben. Wir brauchen internationalen Handel und wollen ihn auch. In der Initiative steht nichts von Abschottung oder Verbot, wir verteidigen gemeinsam mit den bürgerlichen Parteien gerade die bilateralen Verträge. Aber wir wollen, dass Qualität und Nachhaltigkeit auch beim Lebensmittelhandel spielen. Die Fair-Food-Initiative ist der Mittelweg zwischen Abschottung und schrankenlosem Freihandel. Letzterer ist das, was unsere Gegner wollen. Und das ist nicht zukunftsfähig.

Weshalb?

Ein Drittel unseres ökologischen Fussabdrucks betrifft unsere Lebensmittel, vor allem weil wir viel importieren. Wir müssen uns fragen, welchen Beitrag wir leisten können, um nachhaltiger zu essen. Und wir haben auch eine Verpflichtung, sei es wegen des Pariser Klimaabkommens oder der UNO-Agenda 2030. Es kann so nicht weitergehen, die Lebensmittelproduktion ist klimarelevant. Es ist deshalb nötig, zu hinterfragen, ob Lebensmittel durch ganz Europa gefahren werden müssen oder ob es nötig ist, dass wir im Februar Erdbeeren kaufen, die in Südspanien in Treibhäusern wachsen, die mit Erdöl geheizt werden.

Möchten Sie, dass solche Produkte aus den Regalen verschwinden?

Es geht nicht darum, einzelne Lebensmittel zu verbieten. Aber wir wollen Transparenz schaffen. Zum Beispiel könnte

Basel-Stadt

Basel

Abgottspon, Lia, von Staldenried/VS, 22.01.1933–05.08.2018, Hirschgässlein 42, Basel, wurde bestattet.

Aenis, Elisabeth Gertrud, von Basel/BS, 18.08.1927–11.08.2018, Zürcherstr. 143, Basel, wurde bestattet.

Bagutti, Toni, von Basel/BS, 11.05.1930–10.08.2018, Mülhauerstr. 30/7, Basel, wurde bestattet.

Beyeler-Nüesch, Harry Karl Hans, von Rüscheegg/BE, 14.01.1930–08.08.2018, Marignanostr. 35, Basel, wurde bestattet.

Bianchi-Lüdi, Alice Anna, von Stabio/TI, 19.08.1930–07.08.2018, Sevogelstr. 19, Basel, wurde bestattet.

Bieli, Erich, von Selzach/SO, 01.05.1948–17.08.2018, Laufenstr. 4, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Bohnert-Pursche, Lieselotte Gertrud, von Birsfelden/BL, 19.03.1936–10.08.2018, Stadionstr. 17, Basel, wurde bestattet.

Bolliger, Ruth Margarethe, von Schmiedrued/AG, 06.12.1945–28.07.2018, Nonnenweg 3, Basel, wurde bestattet.

Bork, Manfred Günther, von Basel/BS, Rünenberg/BL, 25.07.1933–08.08.2018, Hochbergerstr. 96, Basel, wurde bestattet.

Bruch, Willi, aus Deutschland, 19.07.1955–13.08.2018, Bäumlihofstr. 78, Basel, wurde bestattet.

Bühler-Wolff, Adelheid Margrit, von Basel/BS, Homburg/TG, 04.06.1931–31.07.2018, Leimenstr. 67, Basel, wurde bestattet.

Bürgin, Hans-Peter, von Eptingen/BL, 05.04.1945–30.07.2018, Landskronstr. 32, Basel, wurde bestattet.

Bürgin-Gerber, Hermann Jakob, von Basel/BS, 13.07.1923–07.08.2018, Bachlettenstr. 10, Basel, wurde bestattet.

Camenisch-Mees, Renate, von Rhäzüns/GR, 24.05.1946–08.08.2018, Wasserstr. 9, Basel, wurde bestattet.

Egli-Casanova, Teresa Maria Giovanna, von Basel/BS, 11.11.1928–10.08.2018, Im Burgfelderhof 30, Basel, wurde bestattet.

Frank-Burgtorff, Gislinde Hildegard, von Basel/BS, Langnau im Emmental/BE, 06.05.1937–10.08.2018, St. Jakobs-Str. 201, Basel, wurde bestattet.

Gebhard-Mischler, Rudolf, von Basel/BS, 09.08.1920–17.08.2018, Thiersteinallee 80, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Geissmann-Salvini, Rolf, von Basel/BS, 21.01.1936–10.08.2018, Lehenmattstr. 248, Basel, wurde bestattet.

Gfeller, Barbara, von Basel/BS, Bern/BE, 11.06.1951–14.08.2018, Friedrichstr. 15, Basel, wurde bestattet.

Giger-Häring, Gertrud, von Basel/BS, 01.07.1920–04.08.2018, Mittlere Str. 7, Basel, wurde bestattet.

Gilgen-Staerke, Hanspeter, von Rüscheegg/BE, 06.08.1934–05.08.2018, Auf dem Hummel 47, Basel, wurde bestattet.

Gradwohl, Pierre Raymond, von Basel/BS, 23.08.1937–07.08.2018, Leimenstr. 67, Basel, wurde bestattet.

Greuter, Oliver Amadeus, von Eschlikon/TG, 25.08.1949–18.08.2018, Mülhauerstr. 162, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Hauck-Lehmann, Otto Karl, von Basel/BS, 10.05.1921–09.08.2018, Meret Oppenheim-Str. 62, Basel, wurde bestattet.

Holenstein-Schweizer, Marie-Luise, von Basel/BS, 23.02.1934–06.08.2018, Gellertstr. 138, Basel, wurde bestattet.

Honegger, Adrienne Elisabeth, von Basel/BS, 09.01.1937–13.08.2018, St. Jakobs-Str. 10, Basel, wurde bestattet.

Huber-Baumann, Heinrich, von Basel/BS, Obstalden/GL, 15.10.1931–15.08.2018, Rheinfelderstr. 41, Basel, Trauerfeier: Montag, 27.08., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Hunziker-Krauss, Emil, von Schmiedrued/AG, 19.06.1929–05.08.2018, Burgfelderstr. 5, Basel, wurde bestattet.

Hunziker, Paul, von Kirchleerau/AG, 04.01.1934–09.08.2018, Steinengraben 75, Basel, wurde bestattet.

Jenni-Schneider, Beatrice Marianne, von Niederhünigen/

BE, Winterthur/ZH, 07.12.1954–06.08.2018, Wasgenring 104, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 29.08., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Kammermann, Günter, von Bowil/BE, 12.04.1949–15.08.2018, Holecstr. 45, Basel, bestattet.

Kern, Bruno, von Basel/BS, 15.07.1952–07.08.2018, Steinengraben 75, Basel, wurde bestattet.

Kessler-Oeri, Michael, von Basel/BS, 14.06.1958–10.08.2018, Gundeldingerstr. 434, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 28.08., 14.30 Uhr, Münster.

Kiechle-Portmann, Doris, von Basel/BS, 02.05.1931–14.08.2018, Hammerstr. 88, Basel, wurde bestattet.

Kramer-Perrot, Susy Georgette, von Basel/BS, 15.07.1927–12.08.2018, Wiesenstr. 15, Basel, wurde bestattet.

Krüsi-Wyss, Kurt Ernst, von Gais/AR, 09.09.1933–17.08.2018, Auf der Alp 12, Basel, wurde bestattet.

Kuhn, Emma Leny, von Basel/BS, 30.06.1931–12.08.2018, Hammerstr. 88, Basel, wurde bestattet.

Lei-Vetterli, Pauline, von Berneck/SG, 09.08.1921–09.08.2018,

Rebgasse 16, Basel, wurde bestattet.

Linder-Berger, Dorothea Emma, von Basel/BS, 25.05.1921–09.08.2018, Kohlenberggasse 20, Basel, wurde bestattet.

Löliger-Hartmann, Ottilie, von Basel/BS, 28.02.1923–11.08.2018, Stadionstr. 17, Basel, wurde bestattet.

Maschek, Peter Hans, von Thun/BE, 04.07.1942–02.08.2018, Bellingerweg 19, Basel, wurde bestattet.

Matti-Mutterer, Friedrich, von Saanen/BE, 24.01.1932–04.08.2018, Grienstr. 55, Basel, wurde bestattet.

Maune, Hanspeter, von Basel/BS, 07.10.1928–08.08.2018, Rebgasse 21, Basel, wurde bestattet.

Messina, Giuseppa, aus Italien, 19.05.1938–08.08.2018, Erlenstr. 74, Basel, wurde bestattet.

Mettler-Freymüller, Karl, von Basel/BS, 03.08.1921–07.08.2018, Gellertpark 5, Basel, wurde bestattet.

Miederer, Ursula Elisabeth, aus Deutschland, 16.07.1945–09.08.2018, Mülhauerstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Müller-Huber, Lisbeth, von Basel/BS, 03.12.1918–13.08.2018, Seltisbergerstr. 41, Basel, Trauerfeier: Freitag, 24.08., 09.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Pesenti-Gonzo, Luigia Anna, von Basel/BS, 30.08.1922–10.08.2018, Stadionstr. 17, Basel, wurde bestattet.

Reiber, René Ernst, von Münchenstein/BL, 29.12.1959–17.08.2018, Rheinsprung 16, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Risi, Ernst, von Buochs/NW, 01.03.1939–11.08.2018, Riehenstr. 20, Basel, wurde bestattet.

Salfinger, Erika, von Trub/BE, 28.04.1924–13.08.2018, Eisenbahnweg 27, Basel, Trauerfeier: Freitag, 24.08., 14.00 Uhr, Friedhof Birsfelden.

Salsi-Häfeli, Sergio Emilio Luigi, von Basel/BS, 06.04.1930–11.08.2018, Leimenstr. 67, Basel, wurde bestattet.

Saner, Arthur Willi, von Metzleren-Mariastein/SO, 10.05.1934–20.08.2018, Holecstr. 119, Basel, wurde bestattet.

Schib-Laub, Ella Maria, von Basel/BS, 21.01.1927–12.08.2018, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Schneider-Steiner, Adelheid, von Basel/BS, 10.08.1937–09.08.2018, Brantgasse 5, Basel, wurde bestattet.

Schneider-Böni, Ernst, von Utendorf/BE, 16.01.1932–13.08.2018, Friedrich Miescher-Str. 1, Basel, wurde bestattet.

Seger-Paurmann, René, von Basel/BS, 09.03.1930–18.08.2018, Engelgasse 123, Basel, wurde bestattet.

Tagliente-Basile, Cosimo, aus Italien, 30.10.1938–16.08.2018, Morgartenring 179, Basel, Trauerfeier: Montag, 27.08., 09.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Thommen-Ankli, Claudette, von Basel/BS, 23.04.1940–10.08.2018, Lehenmattstr. 307, Basel, wurde bestattet.

Thommen-Jetzer, Peter Emil, von Basel/BS, Diegten/BL, 15.07.1943–18.08.2018, St. Johanns-Vorstadt 2, Basel, Trauerfeier: Freitag, 24.08., 14.00 Uhr, Peterskirche.

Truninger, Heinz, von Wiesendangen/ZH, 07.06.1941–06.08.2018, Weiherweg 82, Basel, Trauerfeier: Freitag, 24.08., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

von Orelli-Zumsteg, Marguerite, von Zürich/ZH, 31.05.1923–13.08.2018, Nonnenweg 3, Basel, wurde bestattet.

Werber-Thoma, Walter, von Basel/BS, 27.09.1926–10.08.2018, Klingentalstr. 11, Basel, wurde bestattet.

Zweifel, Friedrich, von Glarus/GL, 04.07.1933–13.08.2018, Gellertstr. 138, Basel, wurde bestattet.

Wir trauern um unseren geliebten Museumsleiter und Freund

Dr. Michael Kessler-Oeri

14. Juni 1958 – 10. August 2018

Deine Leidenschaft für das Museum, Dein umfassendes, lebendiges Wissen, Deine Begeisterung und Deine grosszügige Herzlichkeit werden uns fehlen.

Für die gemeinsame, inspirierende Zeit und den Weg, den wir zusammen gehen durften, sind wir Dir unendlich dankbar. Wir tragen Sorge zum Museum, Deinem Lebenswerk, und werden es in Deinem Sinne weiterentwickeln.

Die Mitarbeitenden des Pharmaziemuseums der Universität Basel

laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

man bei den spanischen Erdbeeren auf der Packung ausweisen, wie hoch der CO₂-Ausstoss für deren Produktion und Transport war, und verlangen, dass minimale soziale Standards bei der Ernte eingehalten werden. Ich vertraue den Kunden, dass sie dann selbst sagen würden: Das ist unnötig, das kaufe ich nicht.

Interessiert es den internationalen Markt überhaupt, wie die Schweizer einkaufen und welche ausländischen Produkte sie nicht mehr wollen?

Ja, die Menge unserer Importe ist relevant. Wir importieren jedes Jahr 220 000 Tonnen Fleisch. Die Forderungen nach sozialen und nachhaltigen Handelskriterien gibt es bereits heute weltweit und sie werden zahlreicher werden. Es ist wichtig, darüber zu sprechen, damit jeder Einzelne für sich entscheidet, welche Produkte er unterstützen möchte und welche nicht. Es ist relevant zu wissen, dass es auch den Produzenten im Ausland besser geht, wenn wir Lebensmittel kaufen, die aus nachhaltiger Produktion stammen, deren Mitarbeitende gefördert statt ausgebeutet werden. Diese Länder und Branchen sollen die Chance haben, hochwertige Produkte anzubauen und an uns zu verkaufen, anstatt billige Ware in Monokulturen anzubauen, die ihrer eigenen Umwelt und Wirtschaft schaden.

Glauben Sie denn, dass diese Produkte besser schmecken?

Ich kann es nicht vergleichen, ich esse nur die Produkte unseres eigenen Bio-Hofes oder kaufe nachhaltig produzierte Lebensmittel ein. Aber es geht nicht nur um den Geschmack, es geht auch um unsere Gesundheit. Wir wissen, dass es hormonelle Rückstände oder Antibiotika im Import-Fleisch gibt, die auch uns schaden. Und wir wissen, dass wir unsere Natur nicht einfach nur schröpfen können. Dafür kehren Vielfalt und Geschmack zurück.

«Auf dem Marktplatz müssten mehr Bäuerinnen vertreten sein. Dann würde auch eine Konkurrenz entstehen und der Markt wäre weniger teuer.»

Was meinen Sie damit?

In den vergangenen Jahren ist eine neue Vielfalt entstanden. Organisationen wie Pro Specie Rara bringen alte Landsorten, Kulturpflanzen oder Tierrassen wieder zum Vorschein. Bauernfamilien fangen wieder an, das Getreide Ur-Dinkel anzubauen, das in Vergessenheit geraten war. So können wir alte Geschmacksnoten wiederentdecken und essen nicht nur das, was die Industrie uns vorsetzt.



Maya Graf (56) wuchs in Sissach auf. Seit 2001 sitzt sie für die Grünen im Nationalrat, von 1995 bis 2001 war sie Landrätin. Die diplomierte Sozialarbeiterin lebt in Sissach, wo sie mit ihrem Ehemann auf dem familieneigenen Bauernhof eine Bio-Hofgemeinschaft gegründet hat. Graf ist die Tochter von alt SVP-Landrat Fritz Graf und Mutter von zwei erwachsenen Kindern.

«Es geht um Geschmack und unsere Gesundheit.»

FOTO: ELENI KOUGIONIS

Wie sollen diese Produkte zu den Konsumenten kommen?

So direkt wie möglich. Es ist ein grosser Vorteil unserer kleinräumigen Schweiz, dass Produzentinnen und Konsumenten überall sehr nahe beieinander sind. Ich wünschte mir, es würde in jedem grösseren Ort einen Wochenmarkt geben, wo Bauern ihre saisonalen Produkte verkaufen. Das würde eine maximale Vielfalt und Regionalität bieten.

Meinen Sie wie in Basel auf dem Marktplatz?

Ich denke eher an den Samstagsmarkt in Liestal oder an den Berner «Märit», wo man schlicht alles findet – sogar aussortiertes Obst zum Einkochen. Der Markt auf dem Marktplatz bräuchte ein neues Konzept: Es müssten mehr Bäuerinnen vertreten sein mit unterschiedlichsten Produkten aus der ganzen Region. Dann würde auch eine Konkurrenz entstehen und der Markt wäre nicht mehr so teuer.

Die meisten Bauern sind aber voll ausgelastet mit ihrem Betrieb und können nicht jeden Tag in der Woche noch auf einem Markt mit ihren Kunden reden.

Ja, das ist ein Problem, heute fehlen entsprechende Strukturen. Aber das hat man auch erkannt. Der Bauernverband beider Basel hat zusammen mit dem Ebenrain das Label «Genuss aus Stadt und Land» geschaffen und arbeitet an Projektideen. Eines dieser Projekte könnte die

lokalen Bauernfamilien dabei unterstützen, ihre Produkte möglichst direkt zu verkaufen.

«Um die Konsumenten in der Schweiz zu behalten, muss man ihnen Qualität liefern.»

Ist die Gefahr nicht viel grösser, dass die Konsumenten stattdessen nach Lörrach oder Weil ausweichen?

Das Phänomen des Einkaufstourismus ist in unserer Region nicht neu und das wird sich nach der Annahme der Fair-Food-Initiative auch nicht ändern. Um die Konsumentinnen und Konsumenten in der Schweiz zu behalten, muss man ihnen Qualität liefern. Dieses Argument stammt nicht von mir, sondern aus einer Studie der HSG. Das Fazit dort ist: Wenn die Leute bei den Lebensmitteln entscheiden können, ob sie es in der Schweiz oder im Ausland kaufen, entscheiden sie sich für die Produkte, die aus der Region stammen und ökologisch produziert wurden. Genau dort wollen wir ansetzen. Denn auch unsere Nachbarn schlafen nicht: In Lörrach gibt es mittlerweile einen grossen Wochenmarkt mit regionalen Bio-Produkten. Den sollten wir uns als Vorbild nehmen. ×

Wenn es um mögliche Gefahren von Pharma und Hafan geht, vertrauen viele in Basel den Behörden nicht.

Das grosse Unbehagen

von Matthias Opliger

Paul Svoboda hat ein Problem. Man könnte es ein Expertenproblem nennen, die meisten Wissenschaftler kämpfen damit. Es geht um Wissensvorsprung. Und weil Wissen Macht bedeutet, geht es auch um ein Machtgefälle.

In diesem Sinn steht Svoboda als Chemiker, Biologe und Leiter der Abteilung Gewässerschutz im Amt für Umwelt und Energie (AUE) weit oben, während wir Laien von unten heraufschauen im Vertrauen darauf, dass unsereins dann schon Bescheid bekomme, wenn Gefahr aufzieht.

Sagen die uns die Wahrheit?

Von unten betrachtet, wirkt einer, der oben steht, manchmal wie ein Bösewicht. Besonders dann, wenn über der Stadt eine riesige schwarze Rauchsäule aufsteigt, weil in Kleinhüningen tonnenweise mit krebserregenden Stoffen versetzte Bahnschwellen in Flammen aufgehen und es danach in den Strassen noch stundenlang übel riecht.

Da können die zuständigen Ämter und Behörden noch so schnell beschwichtigen, es habe keine akute Gefahr bestanden. Es

Verkohlte Bahnschwellen: Der Rauch hat sich längst verzogen, das schlechte Gefühl ist geblieben.

FOTO: CARMEN WONG FISCH



bleibt ein Unbehagen. Die Befürchtung, nicht die ganze Wahrheit erfahren zu haben. Und viele Fragen, von denen vor allem eine unter den Nägeln brennt: Weshalb genau soll der Brand dieser Schwellen, die als Sondermüll gelten und deshalb nicht offen verbrannt werden dürfen, ausgerechnet in diesem Fall so harmlos gewesen sein?

Martin Brändle, Velomechaniker und engagierter Klybeck-Bewohner, hat ein untrügbares Gespür für die Befindlichkeiten und Sorgen seines Quartiers. Also setzte er sich nach dem Brand bei der Rhenus AG vom 27. Juli mit Heidi Mück zusammen, ehemalige Grossrätin und Co-Präsidentin der BastA!, und sie schrieben gemeinsam einen offenen Brief.

Über 250 Menschen setzten ihre Unterschrift darunter. Das Schreiben mit dem Titel «Das stinkt zum Himmel!» an den Regierungsrat, ans AUE und an die Schweizerischen Rheinhäfen, auf deren Areal sich das Unglück abgespielt hat.

Die Kritik richtet sich besonders ans AUE, das als Zulassungsbehörde dafür zuständig ist, der Rhenus im Geschäft mit den Sonderabfällen auf die Finger zu schauen. Mück und Brändle stören sich daran, dass die kontaminierten Bahnschwellen seit über einem Jahr im Hafen gelagert und umgeschlagen werden, dabei Gestank und Staub verursachen und das AUE dennoch nicht tätig geworden sei.

«Das AUE hätte sich darum kümmern und den sofortigen Abtransport der

giftigen Chemiemüll aus dem Wallis in einer ungeschützten, offenen Halle. Das AUE reagierte erst, als Aktivisten eigene Messungen vornahmen.

Dann gab es 2013 den Fall der Lindan-Deponie am französischen Rheinufer, wo die Novartis seit Jahren eine Sanierung betreibt. Diese erfolgte zunächst unter ungenügenden Sicherheitsvorkehrungen, giftiger Lindan-Staub wurde bis ins Klybeck verweht, Geruchsbelästigung inklusive. Wiederum waren private Messungen nötig, welche die Belastung auf Basler Seite belegten, damit das AUE aktiv wurde.

Erinnerungen an Schweizerhalle

Heute wird die Lindan-Sanierung vom AUE gerne als Vorzeigeprojekt bezeichnet. Wo früher weisse Zelte mit flatternden Planen die Grube abdeckten, stehen nun Hallen mit Unterdruck. Der Verlad des kontaminierten Materials auf Schiffe wurde modernisiert.

Die Novartis gebe dort freiwillig mehr als 200 Millionen Franken aus, und man habe, obwohl sich die Deponie auf französischem Boden befinde, die konservativeren Schweizer Grenzwerte durchsetzen können, erzählt Paul Svoboda. Das AUE habe zusammen mit dem Lufthygieneamt ausserdem Informationsveranstaltungen im Quartier durchgeführt, nur seien diese nach der ersten Durchführung kaum mehr besucht worden.

Die Fortschritte in diesem einen Fall reichen den Briefeschreibern Brändle und Mück nicht aus: «Wir verlangen, dass das AUE präventiv tätig wird und seine Aufgabe wahrnimmt, die Bevölkerung vor Risiken durch Giftstoffe zu schützen.»

Diese Sorgen teilen nicht nur Quartierbewohner aus dem Klybeck und aus Kleinhüningen, sondern Menschen aus der ganzen Stadt.

Einer von ihnen ist der ehemalige Regierungs- und Nationalrat Remo Gysin (SP). Weshalb hat er den offenen Brief unterschrieben? «Bei solchen Ereignissen (dem Schwellenbrand, die Red.) frage ich mich, wo die Selbstverantwortung der Unternehmen geblieben ist. Diese scheint gerade bei Umweltthemen oft ungenügend vorhanden zu sein. Deshalb müssten die Behörden besonders wachsam sein. Dieser Brand hätte sich mit adäquaten präventiven Massnahmen verhindern lassen», sagt Gysin.

Und auch er stellt Fragen: «Weshalb lagen diese belasteten Schwellen monatelang im Hafen? Weshalb wurden der Rhenus immer neue Fristen gewährt, um die Schwellen zu entsorgen? Ich hoffe, dass die zuständigen privaten und öffentlichen Stellen, das AUE eingeschlossen, etwas aus diesem Brand lernen.»

Gysin ist eine besonders prominente Stimme. Wir haben mit vielen weiteren Personen gesprochen, die den Brief unterschrieben haben. So wünscht sich etwa auch Urs Müller, früherer BastA!-Grossrat, ein proaktiveres AUE. «Ich sehe nicht, dass dieses Amt die Interessen der Bevöl-



«Es hiess, der Rauch sei nicht akut toxisch gewesen. Was soll das bedeuten? Es geht doch auch um längerfristige Risiken.»

Martin Brändle, Quartierbewohner

kerung vertritt. In zu vielen Fällen wurde man dort erst auf Druck von aussen aktiv.»

Und die Kleinbaslerin Ruth Marx spricht aus, was wohl vielen Menschen durch den Kopf ging, als Ende Juli über Basel eine Rauchsäule aufstieg: «Ich musste sofort an Schweizerhalle denken. Diese Angst vor einem Chemieunfall schwingt in Basel seit dieser Katastrophe immer mit. Auch damals wurden wir nur schlecht informiert. Ich habe keinen Anlass zur Annahme, dass sich in der Kommunikationspolitik seither viel geändert hat. Dazu fehlt mir das Vertrauen.»

Die Macht emotionaler Bilder

Das Unbehagen ist also gross und das Zeichen an Chemiker Paul Svoboda und seine Kollegen überdeutlich.

Doch im AUE fühlt man sich vor allem missverstanden. Für viele der im offenen Brief angesprochenen Probleme sei man gar nicht zuständig, etwa für den Gesundheitsschutz. «Wir müssen uns hier gegen Vorwürfe wehren, die wir überhaupt nicht verantworten», klagt Svoboda. «Dieser Brief stellt einen direkten Angriff gegen uns dar, das hinterlässt Spuren bei den Mitarbeitern.»

Svoboda empfängt uns in seinem Büro. Der Naturwissenschaftler gibt sich grosse Mühe, uns alle erdenklichen Details zu erklären. Er breitet Ordner vor uns aus, historisches Kartenmaterial, komplizierte Grafiken, Datensätze zu den verschiedenen Ereignissen. Er gestikuliert, spricht mit Nachdruck. «Wir arbeiten hier alle mit Herzblut und grossem Einsatz.» So sei etwa der Fischereiaufseher diesen Sommer extra aus den Ferien zurückgekommen, weil die Fische unter der grossen Hitze leiden würden.



«Wir müssen uns hier gegen Vorwürfe wehren, die wir überhaupt nicht verantworten.»

Paul Svoboda, Leiter Gewässerschutz im Amt für Umwelt und Energie

Schwellen verlangen müssen – so wäre uns dieser Brand erspart geblieben», heisst es im Brief.

Es ist nicht der Bahnschwellenbrand alleine, der die Briefschreiber umtreibt. Mück und Brändle zählen weitere Fälle auf, in denen das AUE in ihren Augen versagt hat. 2012 lagerte ebenfalls die Rhenus

Schnell wird klar, Svoboda eignet sich für diese Geschichte nicht als Bösewicht. Die Vorwürfe im offenen Brief haben ihn tief getroffen. Er hadert damit, manchmal auch noch nach Feierabend. Die Bahnschwellen beispielsweise stören ihn persönlich auch. «Doch wir haben keine rechtliche Handhabe, der Rhenus dieses Geschäft zu verbieten. Wir machen hier keine Gesetze, wir vollziehen sie bloss.»

Unter Druck kam Svoboda auch in einem anderen Fall. Der Altlastenexperte Martin Forter ging im April 2018 zusammen mit Greenpeace mit einer Information an die Öffentlichkeit, dass sich unter dem Spielplatz neben der Primarschule Ackermätteli eine alte Chemiemülldeponie befindet. Die Forderung wurde laut, das AUE solle beim Ackermätteli eine Bohrprobe vornehmen, um eine Belastung definitiv ausschliessen zu können.

Svoboda kann plausibel erklären, weshalb er eine solche Bohrung nicht für nötig hält. So sei etwa beim Bau des Spielplatzes über ein Meter des Bodens abgetragen und durch neues, unbelastetes Material ersetzt worden. Man habe darin aber nichts Auffälliges gefunden. Dort wo die Chemiemülldeponie laut Forter liegt, sei ausserdem mehrfach gebaut und auch Leitungen seien verlegt worden. «Auch zu diesen Bauarbeiten liegen uns keinerlei Hinweise auf Auffälligkeiten im Boden vor», sagt Svoboda.

«Eine solche Bohrung verursacht Kosten, mindestens 20 000 Franken, wobei eine einzelne Bohrung wohl nicht ausreichen würde. Wir müssen uns genau überlegen, ob dieser Aufwand mit dem jetzigen Wissensstand gerechtfertigt ist.» Schliesslich handle es sich um Steuergelder.

Doch es ist ein ungleicher Kampf. Giftmüll unter einem Kinderspielplatz, diesem Bild ist mit den rationalen Argumenten des Naturwissenschaftlers und kostenbewussten Verwaltungskaders nur schlecht beizukommen. Ängste sind schneller geweckt, als sie mit harten Fakten zerstreut werden können.

Der Wissensvorsprung wird zum Hindernis.

Risiken und ihre Wahrnehmung

Eine kleine Velorundfahrt durchs Quartier mit Martin Brändle. Er wohnt seit 1986 im Klybeck, kennt jede Ecke und praktisch jeder kennt ihn. Brändle ist einer, der sich so richtig ärgern kann.

Wir stehen vor einem grossen Haufen Bahnschwellen auf dem Rhenus-Gelände im Hafen. Es riecht nach Teer und angekohltem Holz. Das macht Brändle sauer: «Das ist doch vollkommen ineffizient, wie hier gearbeitet wird», sagt er. «Die Dinger werden in Bahnwagen angeliefert und in anderen Bahnwagen oder gar per Lastwagen abtransportiert – nicht etwa per Schiff. Es gibt keinen Grund, das hier im Hafen zu machen. Aber die Rhenus verdient Geld damit und wir müssen mit den giftigen Holzabfällen leben, die hier mitten im Siedlungsgebiet gelagert werden.»



«Wir haben das allergrösste Interesse daran, dass es Basel gut geht. Wir wohnen hier mit unseren Familien.»

Martin Roth, Polizeikommandant

Brändle kennt noch weitere Beispiele. Bei der Lindan-Geschichte etwa hat er selbst beim AUE angerufen, um sich über den Geruch zu beschweren. «Ein ganzes Jahr lang hats im Quartier gestunken. Doch es ging ewig, bis dieser Gestank im AUE als Fakt anerkannt wurde», erinnert er sich. «Dabei befindet sich doch deren Büro in Kleinhüningen und die Angestellten müssen den Geruch auf ihrem Arbeitsweg wohl auch bemerkt haben. So was will mir nicht in den Kopf.»

Wenig Verständnis hat Brändle auch für die Kommunikation des AUE in der Diskussion ums Ackermätteli. «Da liess sich eine Angestellte des AUE mit den Worten zitieren, dass es mit dem Giftmüll nicht so tragisch sein könne, wenn neben dem Spielplatz diese prächtigen Platanen wachsen. Da sagt man lieber gar nichts, als so einen Blödsinn rauszulassen.»

Laut Brändle fehlt es den zuständigen Behörden an Sensibilität und Verantwortungsbewusstsein. «Das Amt für Umwelt und Energie sollte doch primär für die Umwelt da sein und nicht für die Wirtschaft. Doch mir scheint, das Gift von Chemie und Pharma wird billigend in Kauf genommen, weil es dem Wohlstand dient.»

Den Entwarnungen nach dem Bahnschwellenbrand kann Brändle denn auch wenig Glauben schenken: «Während des Brandes hiess es, der Rauch sei ungefährlich, später, er sei nicht akut toxisch gewesen. Was soll das überhaupt bedeuten, akut toxisch? Kampfgas? Es geht doch auch um längerfristige Risiken. Vielleicht haben wir nach zwanzig Jahren drei Krebstote hier, als Spätfolge dieses Feuers. Aber das kann man dann natürlich nicht mehr nachweisen.»

Für Martin Roth sind längerfristige Risiken im Ereignisfall nicht relevant. Als Kommandant der Kantonspolizei und

Gesamtverantwortlicher für die Kantonale Krisenorganisation war er zuständig für den Einsatz am 27. Juli, als im Hafen die Schwellen in Flammen standen.

Roth erklärt: «Im Einsatz müssen wir in kürzester Zeit folgenreiche Entscheidungen treffen. Das geht nur mit einem absolut objektiven Blick. Wenn es brennt, müssen wir entscheiden, was jetzt, in diesem Moment das dringlichste Problem ist. Eine akute Gefahr hat höhere Priorität als ein allfälliges langfristig wirksames Risiko.»

Polizist Roth hat das gleiche Problem wie Chemiker Svoboda: Seine Sicht auf ein Ereignis ist nicht die gleiche wie diejenige der Bevölkerung. Stinkt es in der ganzen Stadt nach Rauch, wird das möglicherweise als Risiko wahrgenommen. Doch solche subjektiven Risiken dürfen Roth in seinen Einschätzungen vor Ort nicht beeinflussen.

Wenn Roth verkünden lässt, es bestehe keine akute Gefährdung, redet er an den Leuten vorbei, die sich darum sorgen, dass sie und ihr Wohnquartier langfristig unter den Folgen dieses Bahnschwellenbrandes leiden könnten. Die Erwartung wirkt nicht glaubhaft, weil sie nur einen Teil der Ängste ernst nimmt. Weil sie Fragen offenlässt und damit Raum für Spekulationen und diffuses Misstrauen.

Roth appelliert dennoch an das Vertrauen der Bevölkerung. «Meine Mitarbeiter und ich haben das allergrösste Interesse daran, dass es Basel gut geht. Wir sind Teil dieses Lebensraumes, wir wohnen hier mit unseren Familien.» Er habe im Sinne der Vertrauensbildung auch kein Problem damit, Transparenz zu schaffen, wo ihm das möglich sei. «Wir können nicht über laufende Ermittlungen sprechen, aber alles andere ist kein Geheimnis.»

Die Entschuldigung von Rhenus

Während die Staatsanwaltschaft weiterhin damit beschäftigt ist, den Brand und seine Ursache aufzuklären, übt sich die verantwortliche Firma Rhenus in Demut. Ihr CEO Andreas Stöckli entschuldigte sich im «Telebasel-Talk» bei der Bevölkerung: «Wir bedauern es sehr, dass es zu diesem Brand gekommen ist, und sind froh, ist dabei niemand zu Schaden gekommen. Dieser Rauch und die Flammen, das waren schreckliche Bilder, und wir hoffen, dass so etwas nie mehr passiert.»

Auch gab die Rhenus bekannt, ihre Schwellenbestände im Hafen Kleinhüningen zu halbieren und Sicherheitsvorkehrungen zu treffen, um so die Brandgefahr auf ihrem Areal zu minimieren. So sollen etwa Schneekanonen eingesetzt werden, um die Staubeentwicklung zu dämpfen.

Für das Geschäft der Rhenus mit den Bahnschwellen ist vor Ort Bruno Imhof verantwortlich. Er erklärt, wie es möglich ist, die Bestände in so kurzer Zeit zu halbieren, wenn die Schwellen zuvor über ein Jahr lang im Hafen lagen: «Da wir von den SBB nun längerfristig mit der Entsorgung dieser Schwellen betraut sind, konnten



Jetzt wird kontrolliert. Abwasserproben aus dem Hafen im Umweltlabor des AUE.

FOTO: NILS FISCH

wir ein grösseres Netz von Abnehmern aufbauen. Ausserdem verladen wir die Schwellen neu auch direkt per Bahn.»

Mit dem Brand habe diese Massnahme nicht viel zu tun, räumt Imhof ein. «Wir haben das auch ein wenig so verkauft, die Reduktion unserer Bestände hatten wir aber ohnehin so geplant.» Er sehe ein, dass es von aussen nicht gerade gut aussehe, wenn es erst brennen musste, bis die Rhenus diese Schwellen aus dem Hafen entferne. «Doch dieser Eindruck ist falsch.»

Die Öffentlichkeit, die der Rhenus seit diesem Bahnschwellengeschäft zuteil komme, erschwere die Arbeit, sagt Imhof. «Die Behörden schauen uns jetzt schon genauer auf die Finger.» Eine zusätzliche Sicherheitsmassnahme würde Imhof aber begrüssen: «Der Zugang zum Hafengelände müsste viel stärker kontrolliert sein. Oder dann müsste man den Hafen ganz der Bevölkerung überlassen. Aber Industrie und Spaziergänger nebeneinander, das verträgt sich schlecht.»

Weniger als einen Kilometer rheinabwärts vom Brandplatz steht die binationale Rheinüberwachungsstation (RÜS), die das AUE im Auftrag des Bundes und Baden-Württembergs betreibt. Fünf über die ganze Breite des Rheins verteilte Probennehmer kontrollieren die Wasserqualität und überprüfen das Wasser auf mehrere Hundert Substanzen. Es ist ein guter Ort, um sich anzusehen, wie Svoboda und seine Kollegen arbeiten. Die RÜS kann auf Anmeldung besichtigt werden.

«Der Zugang zum Hafengelände müsste viel stärker kontrolliert sein. Industrie und Spaziergänger, das verträgt sich schlecht.»

Bruno Imhof, Rhenus AG

Dank eines ausgeklügelten Systems von verschiedenen Messpunkten, Kenntnissen über die Strömungsverhältnisse und enger Zusammenarbeit mit anderen Wasserkontrolleuren können die Chemiker der RÜS die Herkunft der verschiedenen Substanzen im Rhein genau nachvollziehen. So ist es beispielsweise 2013 gelungen, nachzuweisen, dass jemand 80 Kilogramm des Heroin-Ersatzstoffes Methadon in die Aare gekippt hat.

Besuch im Umweltlabor

Mehrere Tage nach dem Schwellenbrand in Kleinhüningen wurden in der RÜS Rheinwasserproben entnommen und auf sogenannte PAK untersucht, Polyzyklische Aromatische Kohlenwasserstoffe, mit denen die Bahnschwellen belastet sind. Es konnte keine erhöhte Belastung festgestellt werden, in den Rhein ist also

nichts beziehungsweise keine gefährliche Menge gelangt.

Dennoch, beim AUE ist die Rhenus nach dem Brand endgültig in den Fokus gerückt. Auch wenn sich im Rhein kaum Emissionen der Bahnschwellen nachweisen liessen, will es Paul Svoboda nun genau wissen. Als mitten in der Hitzewelle Regen angekündigt wurde, schickte er einen Mitarbeiter raus in den Hafen. Dieser nahm Proben des Abwassers von den verschiedenen Lagerplätzen. In Glasflaschen steht die trübe Flüssigkeit nun auf dem Tisch im Umweltlabor des AUE. Chemiker sind damit beschäftigt, die Proben so vorzubereiten, dass sie auf die kritischen Stoffe untersucht werden können.

Ein paar Tage nachdem sie ihren offenen Brief verschickt haben, waren auch Heidi Mück und Martin Brändle im AUE zu Besuch. Die Begegnung hat Eindruck hinterlassen, zumindest bei Brändle: «Die Experten haben viel geredet, wir kamen kaum zu Wort. An unserer Kritik halten wir inhaltlich fest, doch ich würde sie heute vielleicht etwas weniger scharf formulieren.»

Im persönlichen Gespräch kann eine Annäherung in kleinen Schritten also gelingen. Doch Paul Svoboda kann schlecht jeden empfangen, bei dem Ereignisse wie der Schwellenbrand oder der angebliche Giftmüll unter dem Ackermätteli Unbehagen auslösen. Und so bleiben die meisten Baslerinnen und Basler mit ihrem Unbehagen allein. ×



Endlich allein: Unter dem Flügel hat unsere Autorin ihre Ruhe.

FOTO: ELENI KOUGIONIS

Selbstversuch

Einfach mal rauslassen, das fällt uns oft schwer. Doch das «Morgentraining» bei Julie Bräuning wirkt befreiend.

Besser als Pilates oder Fitness

von Andrea Fopp

Am Anfang bin ich mir peinlich. Vor mir steht die Schauspielerin Julie Bräuning, dunkle Haare, T-Shirt, Jeans, und was sie von mir fordert, scheint an sich bubieinfach: «Mach ein Geräusch und beweg dich durch den Raum. Mach einfach – ohne zu überlegen.»

«Hoppla», denke ich und bin auf einmal verunsichert. Im Alltag gibt man sich solche Mühe, Haltung zu bewahren. Hier muss ich sie aufgeben. Wer weiss, was da aus mir rauskommt, wenn ich nicht aufpasse: Singen? Quietschen? Oder noch schlimmer: Grunzen?

Es ist ein Morgen mitten in der Woche, draussen brennt die Sommersonne, aber da, wo ich gerade ein Geräusch in mir suche, ist es kühl und still. Wir sind im Untergeschoss des Kulturraums h95 an der Horburgstrasse: Parkettboden, breite Fenster ganz zuoberst an der hohen Decke, schwarze Metallsäulen, ein Piano. «Morgentraining» bei Julie Bräuning.

Die Baslerin hat an der Theater Hochschule Zürich Schauspiel studiert, später unter anderem am Schauspielhaus Bochum und am Deutschen Theater Berlin gespielt. Jetzt lebt sie wieder in Basel – und baut eben das «Morgentraining» auf. Ihr Unterricht baut auf Grundelementen der

professionellen Schauspielerei auf: Körperarbeit, Stimm- und Sprechtraining sowie Improvisation. Auf der Website schreibt sie, es gehe darum, «die spielerischen Ausdrucksmöglichkeiten zu erweitern». Und man soll sich bei ihr «lebendig, wach, beweglich und weit fühlen». Nicht mehr und nicht weniger. Keine Bühne, kein fixes Stück, kein Endergebnis – Julie Bräuning will es so: «Im Alltag wird man überall bewertet», sagt sie, «das hier soll ein geschützter Raum sein.»

Wow, bin ich nervös

Und das tut gut. Während man sich im Pilates eigentlich nur entspannt, damit man im Anschluss wieder leisten mag und man im Fitnesscenter dem knackigen Traumfüdli und dem gesünderen Herz hinterherrennt, gibt es im «Morgentraining» nur ein Ziel: das Spiel. Den eigenen Körper entdecken, die Stimme ausprobieren, sich in der Zeit verlieren.

Auf das «Morgentraining» aufmerksam wurde ich durch eine Studienkollegin. Sie hat das Training auf Facebook angepriesen. Ich wollte sofort da hin. Seit der Pfadi habe ich nie mehr Theater gespielt, fand das Spielen immer faszinierend und beängstigend zugleich.

Jetzt bin ich also hier, nervös. Normalerweise findet das «Morgentraining» in Gruppen statt. Doch Julie Bräuning wollte nicht einfach eine Journalistin in diesen geschützten Rahmen lassen. Und so stehe ich hier, mit dem Theater-Profi und der Fotografin, die meinen Selbstversuch mit der Kamera festhält.

Julie Bräuning bemerkt meine Nervosität: «Probier es einfach aus, es geht nicht darum, etwas richtig zu machen.» Zuerst sperre ich mich dagegen, dann denke ich: «Ach, mach es einfach wie zu Hause.» Vor meinem Kind ist es mir nicht peinlich, wie ein verrückter Güggel durch das Haus zu watscheln. Also öffne ich meinen Mund, nehme Anlauf und mache, was grad rauskommt: Ich wackele durch den Raum, lass Arme und Beine schlenkern und meine Stimme sirenenartig in die Höhe gleiten: «Au-wiiiiiiiiiii.»

Julie folgt mir, im Gleichschritt durchqueren wir den Raum, drehen eine Runde um die Metallsäule. Alle Scham ist weg, dafür kommt Freude auf. Sie fährt in die Zehenspitzen, geht durch die Beine und rauf in den Bauch und weiter, bis ich bis in die Ohren voll bin davon. Wow!

Ist der Knopf auf, ist er auf

«Ich gebe nicht gerne Kontrolle ab», habe ich Julie Bräuning zur Begrüssung gesagt. Doch das erweist sich als kolossale Fehleinschätzung. Ich stelle fest: Ist der Knopf erst mal auf, ist er auf.

Julie hat im Raum Stühle aufgestellt. Ich soll jeweils einen auswählen, anvisieren und dann draufsitzen. Ich fokussiere einen Stuhl, setze mich drauf. Als Nächstes mache ich es mir auf der Treppe bequem, Julie setzt sich eine Stufe unter mich. Fühlt sich an, wie wenn du auf einem Bänkli am

Rhein chillen willst, und dann setzt sich eine Fremde neben dich. Also fliehe ich. Weit weg auf die andere Seite des Raumes, unter den Flügel.

Doch Julie folgt mir, setzt sich in meine Nähe. Ich fliehe wieder, nehme einen Stuhl, drehe mich zur Wand. So wird aus einem Spiel mit einem Stuhl plötzlich ein Spiel mit Julie. Jeder Schritt ist ein Schritt zu ihr hin oder einer von ihr weg. Als wären wir mit einem Band verbunden – obwohl wir uns gar nicht kennen.

Ich bin schlecht gelaunt und mit Schlafmanko gekommen. Jetzt bin ich heiter und wach.

Und aus diesen kleinen Szenen, die in dieser Spannung entstehen, kommt irgendwie eine Energie auf, die beflügelt. So esoterisch das klingen mag, aber: Ich bin schlecht gelaunt und mit Schlafmanko gekommen, jetzt bin ich heiter und wach.

Es ist die Kraft des Spielens, eine Kraft, die Julie gut kennt: «Wenn ich jeweils als Schauspielerin arbeite oder Trainings anleite, bekomme ich eine Energie, die nachher den ganzen Tag anhält.» Irgendwann merkte sie, dass sie nicht die einzige ist, die sich beim Spielen so lebendig fühlt.

Vor ein paar Jahren begann Julie Bräuning, gemeinsam mit Schauspielkollegen, Theaterprojekte mit Laien zu entwickeln, sogenanntes «Bürgertheater». Eines davon hiess «Soll ich jetzt vielleicht weinen?» Es war ein Stück über Arbeit, aufgeführt am Düsseldorfer Schauspielhaus, unter der Leitung von Julie Bräuning und Urs Peter Halter – ihr Ehemann. Er ist seit 2015 Ensemble-Mitglied am Theater Basel.

Energie teilen

Für das Stück suchte das Paar Düsseldorfinnen und Düsseldorfinnen, die von ihren persönlichen Erfahrungen in der Arbeitswelt erzählten. Daraus choreografierten sie mit ihnen gemeinsam das Stück. So merkte Julie Bräuning, wie sich die Menschen mit dem Spielen verändern.

Da war etwa ein Mann, der in Trauer war. Er stand anfangs gebückt da, mit hängenden Schultern. Mit jeder Stunde spielen ging etwas in ihm auf. Eines Tages richtete er sich plötzlich auf und strahlte über das ganze Gesicht. Dort entstand die Idee für das «Morgentraining». Julie dachte: «Diese Energie, ich will sie teilen.»

Bei mir ist ihr das gelungen. Das «Morgentraining» macht glücklich. ×

Morgentraining für Profis: jeweils dienstags, 8.30 Uhr bis 9.45 Uhr, für Laien: jeweils donnerstags, 8.30 Uhr bis 9.45 Uhr im h95, Horburgstrasse 95.

Julie Bräuning will die Kraft des Spielens weitergeben.

FOTO: ELENI KOUGIONIS



Basel und Region

24. August bis 6. September

BASEL B-MOVIE

Grellingerstr. 41 b-movie.ch

• **LAISSEZ BRONZER LES CADAVRES** [18 J]
FR-MO: 20.30^{Fid}

CAPITOL

Steinvorstadt 36 kitag.com

• **CHRISTOPHER ROBIN** [6/4 J]
15.00^D

• **HOTEL ARTEMIS** [16/14 J]
15.00/18.00/21.00^{E/d/f}

• **MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN** [8/6 J]
18.00^{E/d/f}

• **ANT-MAN AND THE WASP** [10/8 J]
21.00^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

• **SO WAS VON DA** [16/14 J]
12.10^D

• **WHAT WILL PEOPLE SAY** [14/12 J]
12.10^{Norw/d/f}

• **1999 - WISH YOU WERE HERE** [16/14 J]
FR-DI: 12.15^{Ov/d}

• **THE CHILDREN ACT** [8/6 J]
FR/SA/MO-MI: 12.15^{E/d/f}

• **SUBMERGENCE** [14/12 J]
12.30^{E/d}

• **AMOUREUX DE MA FEMME** [8/6 J]
14.00/18.30/21.00^{E/d}

• **POPE FRANCIS - A MAN OF HIS WORD** [6/4 J]
14.00/18.40^{Ov/d}

• **THE GUERNSEY LITERARY AND POTATO PEEL PIE SOCIETY** [10/8 J]
14.10/18.30/20.45^{E/d/f}

• **FIGLIA MIA** [16/14 J]
14.15/18.40^{V/d/f}

• **303** [12/10 J]
14.30/20.40^D

• **BLACKKKLANSMAN** [12/10 J]
15.50/18.00/20.20^{E/d}

• **SEARCHING FOR INGMAR BERGMAN** [12/10 J]
16.00^{E/d}

• **DON'T WORRY, HE WON'T GET FAR ON FOOT** [16/14 J]
16.15/20.45^{E/d/f}

• **JE VAIS MIEUX** [8/6 J]
16.40^{Fid}

• **AU POSTE!** [16/14 J]
17.00^{Fid}

• **ABRACADABRA** [14/12 J]
SO: 12.15^{Sp/d/f}

• **FRICK** [16/14 J]
SA: 20.00^{Schwed/d}

• **EL ABRAZO DE LA SERPIENTE** [16/14 J]
SA: 22.00^{Ov/d/f}

• **BERGMAN: A YEAR IN A LIFE** [16/14 J]
SO: 13.15^{Ov/e}

• **DAS ÄCHZEN DER ASCHER** [16/14 J]
SO: 15.30^D

• **ABEND DER GAUKLER** [16/14 J]
SO: 17.30^{Schwed/e}

• **FITZCARRALDO** [12/10 J]
SO: 19.30^D

• **EINEN SOMMER LANG** [16/14 J]
MO: 18.30^{Schwed/e}

• **LA CIENAGA** [12/16 J]
MO: 21.00^{Sp/d/f}

• **AÑOS LUZ** [16/14 J]
MI: 19.30^{Sp/e}

• **DAS GESICHT** [16/14 J]
MI: 21.00^{Schwed/d}

• **MISSION: IMPOSSIBLE - FALLOUT - 3D** [12/10 J]
FR-SO: 20.15^D

• **PAPST FRANZISKUS - EIN MANN SEINES WORTES** [6/4 J]
SA: 17.30-SO: 10.30^{Ov/d}

• **JIM KNOPF UND LUKAS DER LOKOMOTIVFÜHRER** [0/0 J]
SO: 13.00^D

• **HOTEL TRANSILVANEN 3 - EIN MONSTER URLAUB** [6/4 J]
3D: SO: 15.15^D

• **MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN** [8/6 J]
SO: 17.30-MO/MI: 20.15^D

• **LIESTAL KINOORIS** [6/4 J]
FR: 17.00-SA: 14.15 SO: 14.30-MO-MI: 17.30 MI: 15.15^D

• **MISSION: IMPOSSIBLE - FALLOUT** [12/10 J]
FR/SA: 19.30-DI: 20.00^D

• **THE EQUALIZER 2** [16/14 J]
FR/SA: 22.45-SO/MO: 20.00^D

• **HOTEL TRANSILVANEN 3 - EIN MONSTER URLAUB** [6/4 J]
SA/SO: 11.00-MI: 13.00^D

• **MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN** [8/6 J]
SA: 16.45-SO: 17.00-DI: 14.00^D

• **Ladies Night: BAD SPIES** [14/12 J]
MI: 20.00^D

• **SPUTNIK** [14/12 J]
MI: 20.00^D

• **SISSACH PALACE** [14/12 J]
MI: 20.00^D

FR/SA: 23.30-SA/MO/MI: 20.50^D
FR/SO/DI: 20.50-SA/SO: 10.20
SA/MO/MI: 18.15^{E/d/f}

• **MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN** [8/6 J]
13.20/15.45-FR/SO/DI: 18.15

SA/MO/MI: 20.45^D
FR/SO/DI: 20.45-SA/SO: 10.50

SA/MO/MI: 18.15^{E/d/f}

• **ANT-MAN AND THE WASP - 3D** [10/8 J]
FR/SO/DI: 13.30

SA/MO/MI: 16.00^D

• **MISSION: IMPOSSIBLE - FALLOUT - 3D** [12/10 J]
FR: 13.30-FR/SO: 19.40

SA: 16.40/22.45-MO/MI: 17.30

DI: 14.30/20.30^D
FR/SO: 16.40-FR: 22.45

SA: 19.40-MO: 14.30
MO/MI: 20.30-DI: 17.30^{E/d/f}

• **HOTEL ARTEMIS** [16/14 J]
13.40/15.50-FR/SO/DI: 18.00

FR/SA: 22.30-SA/SO: 11.30

SA/MO/MI: 20.15^D
FR/SO/DI: 20.15

SA/MO/MI: 18.00^{E/d/f}

• **CATCH ME!** [12/10 J]
14.00-FR/SO/DI: 18.40

SA/MO/MI: 21.00^D

• **BLACKKKLANSMAN** [12/10 J]
FR/SO/DI: 14.30

FR/SO-MI: 20.30-FR/SA: 23.15

SA/MO/MI: 17.15-SA: 20.00^D

FR/SO/DI: 17.15
FR/SO-MI: 20.00-FR/SA: 22.45

SA/SO: 11.45-SA/MO/MI: 14.30

SA: 20.25^{E/d/f}

• **MEG - 3D** [12/10 J]
FR/SO/DI: 16.00

FR-SO/DI/MI: 18.30/21.00

FR/SA: 23.30-SA/SO: 11.00

SA/MO/MI: 13.30^D

• **THE DARKEST MINDS - DIE ÜBERLEBENDEN** [12/10 J]
16.20-FR/SO/DI: 21.00

FR/SA: 23.15-SA/SO: 11.45

MO: 18.40^D
SA/MI: 18.40^{E/d/f}

• **THE STRANGERS: OPFERNACHT** [16/14 J]
FR/SA: 23.15^D

• **HOTEL TRANSILVANEN 3 - EIN MONSTER URLAUB** [6/4 J]
2D: SA/SO: 10.00-SA: 12.15

SO: 14.30-MI: 13.10^D

3D: SA: 14.30-SO: 12.15

MI: 15.20^D

• **ANDRÉ RIEU: AMORE - MY TRIBUTE TO LOVE** [10/8 J]
MO: 20.00^D

• **REX** [16/14 J]
FR/SA: 23.30-SA/MO/MI: 20.50^D

FR/SO/DI: 20.50-SA/SO: 10.20

SA/MO/MI: 18.15^{E/d/f}

• **HOTEL TRANSILVANEN 3 - EIN MONSTER URLAUB** [6/4 J]
14.00^D

• **THE EQUALIZER 2** [16/14 J]
14.30/17.30/20.30^{E/d/f}

• **MISSION: IMPOSSIBLE - FALLOUT** [12/10 J]
16.30-FR-DI: 20.00^{E/d/f}

• **KITAG CINEMAS Ladies Night: BAD SPIES** [14/12 J]
MI: 20.00^{E/d/f}

• **STADTKINO** [12/10 J]
FR: 18.30^{Schwed/d}

• **DIE ZEIT MIT MONIKA** [12 J]
FR: 18.30^{Schwed/d}

• **ZAMA** [16/14 J]
FR: 20.30^{Sp/d/f}

• **TRESPASSING BERGMAN** [16/14 J]
SA: 15.15^{Ov/e}

• **DAS LÄCHELN EINER SOMMERNACHT** [16 J]
SA: 17.30^{Schwed/d/f}

• **FRICK** [16/14 J]
SA: 20.00^{Schwed/d}

• **EL ABRAZO DE LA SERPIENTE** [16/14 J]
SA: 22.00^{Ov/d/f}

• **BERGMAN: A YEAR IN A LIFE** [16/14 J]
SO: 13.15^{Ov/e}

• **DAS ÄCHZEN DER ASCHER** [16/14 J]
SO: 15.30^D

• **ABEND DER GAUKLER** [16/14 J]
SO: 17.30^{Schwed/e}

• **FITZCARRALDO** [12/10 J]
SO: 19.30^D

• **EINEN SOMMER LANG** [16/14 J]
MO: 18.30^{Schwed/e}

• **LA CIENAGA** [12/16 J]
MO: 21.00^{Sp/d/f}

• **AÑOS LUZ** [16/14 J]
MI: 19.30^{Sp/e}

• **DAS GESICHT** [16/14 J]
MI: 21.00^{Schwed/d}

• **MISSION: IMPOSSIBLE - FALLOUT - 3D** [12/10 J]
FR-SO: 20.15^D

• **PAPST FRANZISKUS - EIN MANN SEINES WORTES** [6/4 J]
SA: 17.30-SO: 10.30^{Ov/d}

• **JIM KNOPF UND LUKAS DER LOKOMOTIVFÜHRER** [0/0 J]
SO: 13.00^D

• **HOTEL TRANSILVANEN 3 - EIN MONSTER URLAUB** [6/4 J]
3D: SO: 15.15^D

• **MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN** [8/6 J]
SO: 17.30-MO/MI: 20.15^D

• **LIESTAL KINOORIS** [6/4 J]
FR: 17.00-SA: 14.15 SO: 14.30-MO-MI: 17.30 MI: 15.15^D

• **MISSION: IMPOSSIBLE - FALLOUT** [12/10 J]
FR/SA: 19.30-DI: 20.00^D

• **THE EQUALIZER 2** [16/14 J]
FR/SA: 22.45-SO/MO: 20.00^D

• **HOTEL TRANSILVANEN 3 - EIN MONSTER URLAUB** [6/4 J]
SA/SO: 11.00-MI: 13.00^D

• **MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN** [8/6 J]
SA: 16.45-SO: 17.00-DI: 14.00^D

• **Ladies Night: BAD SPIES** [14/12 J]
MI: 20.00^D

• **SPUTNIK** [14/12 J]
MI: 20.00^D

• **SISSACH PALACE** [14/12 J]
MI: 20.00^D

• **CHRISTOPHER ROBIN** [6/4 J]
FR: 18.00-SA/SO/MI: 16.00^D

• **BLACKKKLANSMAN** [12/10 J]
20.15^{E/d/f}

• **AMOUREUX DE MA FEMME** [8/6 J]
DI: 18.00^{Fid}

• **303** [12/10 J]
MI: 18.00^D

• **FRICK** [16/14 J]
SA: 20.00^{Schwed/d}

• **EL ABRAZO DE LA SERPIENTE** [16/14 J]
SA: 22.00^{Ov/d/f}

• **BERGMAN: A YEAR IN A LIFE** [16/14 J]
SO: 13.15^{Ov/e}

• **DAS ÄCHZEN DER ASCHER** [16/14 J]
SO: 15.30^D

• **ABEND DER GAUKLER** [16/14 J]
SO: 17.30^{Schwed/e}

• **FITZCARRALDO** [12/10 J]
SO: 19.30^D

• **EINEN SOMMER LANG** [16/14 J]
MO: 18.30^{Schwed/e}

• **LA CIENAGA** [12/16 J]
MO: 21.00^{Sp/d/f}

• **AÑOS LUZ** [16/14 J]
MI: 19.30^{Sp/e}

• **DAS GESICHT** [16/14 J]
MI: 21.00^{Schwed/d}

• **MISSION: IMPOSSIBLE - FALLOUT - 3D** [12/10 J]
FR-SO: 20.15^D

• **PAPST FRANZISKUS - EIN MANN SEINES WORTES** [6/4 J]
SA: 17.30-SO: 10.30^{Ov/d}

• **JIM KNOPF UND LUKAS DER LOKOMOTIVFÜHRER** [0/0 J]
SO: 13.00^D

• **HOTEL TRANSILVANEN 3 - EIN MONSTER URLAUB** [6/4 J]
3D: SO: 15.15^D

• **MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN** [8/6 J]
SO: 17.30-MO/MI: 20.15^D

• **LIESTAL KINOORIS** [6/4 J]
FR: 17.00-SA: 14.15 SO: 14.30-MO-MI: 17.30 MI: 15.15^D

• **MISSION: IMPOSSIBLE - FALLOUT** [12/10 J]
FR/SA: 19.30-DI: 20.00^D

• **THE EQUALIZER 2** [16/14 J]
FR/SA: 22.45-SO/MO: 20.00^D

• **HOTEL TRANSILVANEN 3 - EIN MONSTER URLAUB** [6/4 J]
SA/SO: 11.00-MI: 13.00^D

• **MAMMA MIA! HERE WE GO AGAIN** [8/6 J]
SA: 16.45-SO: 17.00-DI: 14.00^D

• **Ladies Night: BAD SPIES** [14/12 J]
MI: 20.00^D

• **SPUTNIK** [14/12 J]
MI: 20.00^D

• **SISSACH PALACE** [14/12 J]
MI: 20.00^D

• **CHRISTOPHER ROBIN** [6/4 J]
FR: 18.00-SA/SO/MI: 16.00^D

• **BLACKKKLANSMAN** [12/10 J]
20.15^{E/d/f}

• **AMOUREUX DE MA FEMME** [8/6 J]
DI: 18.00^{Fid}

• **303** [12/10 J]
MI: 18.00^D

• **FRICK** [16/14 J]
SA: 20.00^{Schwed/d}

• **EL ABRAZO DE LA SERPIENTE** [16/14 J]
SA: 22.00^{Ov/d/f}

• **BERGMAN: A YEAR IN A LIFE** [16/14 J]
SO: 13.15^{Ov/e}

• **DAS ÄCHZEN DER ASCHER** [16/14 J]
SO: 15.30^D

• **ABEND DER GAUKLER** [16/14 J]
SO: 17.30^{Schwed/e}

• **FITZCARRALDO** [12/10 J]
SO: 19.30^D

• **EINEN SOMMER LANG** [16/14 J]
MO: 18.30^{Schwed/e}

• **LA CIENAGA** [12/16 J]
MO: 21.00^{Sp/d/f}

• **AÑOS LUZ** [16/14 J]
MI: 19.30^{Sp/e}

• **DAS GESICHT** [16/14 J]
MI: 21.00^{Schwed/d}

• **MISSION: IMPOSSIBLE - FALLOUT - 3D** [12/10 J]
FR-SO: 20.15^D

• **PAPST FRANZ**

Vor 100 Jahren tobte auf dem Hartmannswillerkopf der vielleicht erbittertste Kampf des Ersten Weltkriegs. Heute erinnert ein Rundgang an diese absurde Schlacht.

Auf dem Menschenfresser-Berg

von Catherine Weyer

Auf dem Weg zur Krypta knirschen Kieselsteine unter den Füßen. Weiter vorne auf der Waldkuppe steht ein grosses weisses Kreuz. Einmal angelangt bei der Gedenkstätte, wird der Magen flau. Wir stehen vor einem Meer von Kreuzen.

Auf jedem steht der Name eines französischen Soldaten, der hier sein Leben liess. Dazu jeweils der Satz «Mort pour la France», gestorben für Frankreich. Der Hartmannswillerkopf oder Vieil Armand, wie er auf Französisch heisst, hat im Ersten Weltkrieg einen Beinamen erhalten: «Mangeur d'homme», Menschenfresser. Nirgendwo sonst starben auf so engem Raum so viele Menschen.

Franzosen und Deutsche bekriegten sich auf dem strategisch wichtigen Hügel von 1914 bis 1918. Allein 1915 wechselte die Kontrolle über die Bergkuppe vier Mal, die Front verschob sich dabei jeweils um einige wenige Meter. Ab 1916 beschränkten sich beide Armeen darauf, ihre Seite des Berges zu verteidigen. Am Ende waren 30 000 Soldaten tot, 60 000 wurden verletzt. Die Elsässer, die hier oben kämpften, starben in deutschen Uniformen, denn in dieser Zeit gehörte das Elsass zum Deutschen Reich.

Heute ist der Hartmannswillerkopf eine Gedenkstätte. Seit 1921 steht er unter Denkmalschutz, 1932 wurde die Krypta errichtet, in der die Gebeine von 12 000 nicht identifizierten Soldaten bestattet sind. 250 000 Menschen, in erster Linie Deutsche und Franzosen, besuchen den Ort jedes Jahr. 2014 umarmten sich hier der französische Präsident François Hollande und der deutsche Bundespräsident Joachim Gauck als Zeichen der europäischen Versöhnung.

Die Natur trotzt der Barbarei

Vom französischen Friedhof führt ein Weg auf die Spitze des 956 Meter hohen Vogesengipfels. Immer wieder fallen die tiefen Kerben zwischen den Bäumen auf. Ein Rückzugsort? Ein Lager? Detonationsrichter?

Die alten Schützengräben weisen den (Rund-)Weg, der 4,5 Kilometer lang ist. Insgesamt gibt es hier noch 60 Kilometer Schützengräben, die Überreste von 600 Bunkern und Unterständen sind auf dem Gelände verstreut. Spätestens beim Anblick der verrosteten Bleche oder spitzen Stangen, die aus dem Boden ragen, wird einem bewusst, dass man auf einem Kriegsschauplatz steht.

An einem Felsvorsprung kommt ein kleiner Unterstand zum Vorschein. Es ist

schwer, sich vorzustellen, wie die Soldaten hier eng nebeneinander kauerten, um nicht ins Kreuzfeuer zu geraten. Ich muss an Erich Maria Remarques Buch «Im Westen nichts Neues» denken: «Die Front ist ein Käfig, in dem man nervös warten muss auf das, was geschehen wird. Wir liegen unter dem Gitter der Granatenbogen und leben in der Spannung des Ungewissen. Über uns schwebt der Zufall. Wenn ein Geschoss kommt, kann ich mich ducken, das ist alles; wohin es schlägt, kann ich weder genau wissen noch beeinflussen.»

Es ist ein wunderschöner Wald, der den Hartmannswillerkopf einhüllt. Eine der Infotafeln zeigt, wie es hier aussah, als der Krieg vorbei war: Kein einziger Baum stand mehr, ein kahler Flecken Erde. Binnen 100 Jahren hat sich die Natur ihren Platz zurückerobert.

Aber es gibt Wunden, die nicht mehr heilen. Beinahe absurd wirken die Familien, die hier oben picknicken, als wäre das irgendein Wald, irgendein Ort. Nicht ein riesiger Friedhof, dessen Erde voll von Gebeinen ist, die nie geborgen wurden. Selten war mir Geschichte näher als hier.

Der Rückweg führt wieder am Friedhof vorbei. Ein einzelner weisser Grabstein sticht zwischen den Kreuzen hervor: «Saïd Mohand Arab. Mort pour la France». Auch er ist Teil dieser Geschichte. ×

Anreisen

Für die 70 Kilometer von Basel auf den Hartmannswillerkopf braucht man ein Auto oder ein Velo und gute Beine. Die Autofahrt über Mulhouse und Uffholtz dauert knapp 90 Minuten. Vom 12. November bis Ostern ist die Zufahrtsstrasse gesperrt.

Erläuben

Der informative Rundgang dauert rund 90 Minuten. Die Krypta ist von 1. Mai bis 11. November täglich geöffnet. Das 2017 eröffnete Historial zeigt eine Dauerausstellung. www.memorial-hwk.eu

Verpflegen

Nahe der Gedenkstätte serviert die Ferme Auberge de Molkenrain traditionelle elsässische Speisen. Sie bietet auch Halbpension mit Übernachtung im Massenschlag an.

Der Hartmannswillerkopf macht trotz schöner Landschaft Schauern. FOTO: C. WEYER



Kreuzworträtsel

Ort (SO) mit Museum für Musikautomaten	edle Glasur	Noch-Betreiber von barfi.ch	beliebter Rassehund	Trottel	Raummeter	silberweiss glänzendes Metall	er leitet Kloster	die Basler Strasse: autofrei?	Taiwan ist z.B. einer
6				kleine Republik in Ostafrika					7
mich, wie Spanier es sagen		Tageszeit	engl.: sitzen		Donnerstag, nur kurz		franz.: dich		falls, sagt ein Briten so
8				dieser von Horváth, dt. (mit ö und dann o)			Beiz Atlantis für Basler Masseinheit der Frequenz		
Preis-nachlass	Autokennzeichen von Thun	1	der Amazonas ist einer				Treibmittel		
ohne Inhalt				 <p>Vorteil MINERVA Kindergarten und Primarschule Bürgerliches Waisenhaus Theodorskirchplatz 7, 4058 Basel Telefon 061 683 96 01 Sekundarschule (alle Niveaus) Wildensteinerhof St. Alban-Vorstadt 32, 4052 Basel Telefon 061 278 98 88 www.minervaschulen.ch</p>			Personal-pronomen		persönl. Ausweis, Abk.
wo Kühe gerne grasen	drei in röm. Ziffern	unbestimmter Artikel	TaWo: dieses Leben in Basel				Top-Level-Domain Islands		
der, der aus der Kälte kam	sie werden in Basel vermehrt gesprayed	in Ordnung, aber kürzer	lästiges Tier				4	Schlagader	kurz für Geschäfts-ordnung
			Fürstentitel						
die Kunst, die die alten Römer kannten	Gewässer	chem. Zeichen f. f. Tellur	Staat in Ostafrika	grosse runde süsse Frucht	Juristen haben oft viele	Lust, Neigung	starke Farbe		
		franz.: Kopf		er engagiert z.B. Künstler				Provinz in Schweden	Vogel, in den USA bekannt
kleine Schlingen (z.B. bei Kleidern)		dicke Schnur	Toilette				anderes Wort f. Elfe	5	
			nicht UFO, bekanntes Dezilliter, Abk.		.e.ta. = Be-scheinigung		TV-Sender in Italien		
Pflanze, auch Glücks-bringer	weibl. Vorname		so und nagelfest	2		beliebter Durst-löcher			
Zahlwort	9		Umlaut	3	franz.: Name		Ende in US-Filmen		

Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----

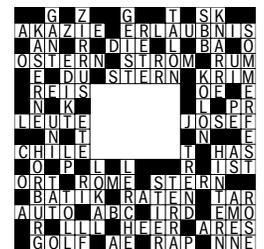
MITMACHEN UND GEWINNEN

Senden Sie eine SMS an die Nummer 343: **TW Lösungswort, Name und Adresse** (i. - SMS) oder unter www.tageswoche.ch/kreuzwort.
Einsendeschluss: 05.09.2018. Lösungswort der letzten Woche:
INNERSTADT



ZU GEWINNEN:

Wir verlosen einen Pro Innerstadt Gutschein (50 CHF). Gewinnerin:
Anita Wernli



Auflösung der Ausgabe Nr. 32

Impressum

TagesWoche
 7. Jahrgang, Nr. 33,
 verbreitete Auflage:
 8251 Exemplare (prov. Wemf-
 beglaubigt),
 Spitalstrasse 18,
 4056 Basel
Herausgeber
 Neue Medien Basel AG
Redaktion
 Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
 täglich online und jeden
 zweiten Freitag gedruckt.

Geschäftsleitung
 Sibylle Schürch
Creative Director
 Hans-Jörg Walter
Redaktion
 Renato Beck und
 Gabriel Brönnimann
 (Co-Leitung Redaktion),
 Ronja Beck, Yen Duong,
 Daniel Faulhaber, Andrea Fopp,
 Olivier Joliat, Stefan Kempf,
 Christoph Kieslich,
 Felix Michel, Matthias Oppliger,
 Jeremias Schulthess,
 Dominique Spirgi,
 Samuel Waldis,
 Catherine Weyer

Produktion
 Reto Aschwanden
 und Tino Bruni
 (Co-Leitung Produktion),
 Dorothee Adrian,
 Mike Niederer,
 Hannes Nüsseler
Layout/Grafik
 Anthony Bertschi,
 Eliane Simon
Bildredaktion
 Nils Fisch
Korrektorat
 Martin Stohler (Leitung),
 Yves Binet, Chiara Paganetti,
 Irene Schubiger,
 Laura Schwab, Jakob Weber

Kommunikation und Marketing
 Sandra Luzia Schafroth
Werbung/Anzeigen
 Monika Höpfl
 061/561 61 22
werbung@tageswoche.ch
todesanzeigen@tageswoche.ch

Abodienst
 Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
**Unterstützen Sie unsere Arbeit
 mit einem Jahresbeitrag**
 UnterstützerIn: 140 Fr. pro Jahr
 EnthusiastIn: 180 Fr. pro Jahr
 Unternehmen: 660 Fr. pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/abo

**Sie wollen uns mit einer Spende
 unterstützen? Bitte sehr:**
 IBAN
 CH41 0900 0000 6050 5456 2
Druck
 Mittelland Zeitungsdruck AG,
 Aarau

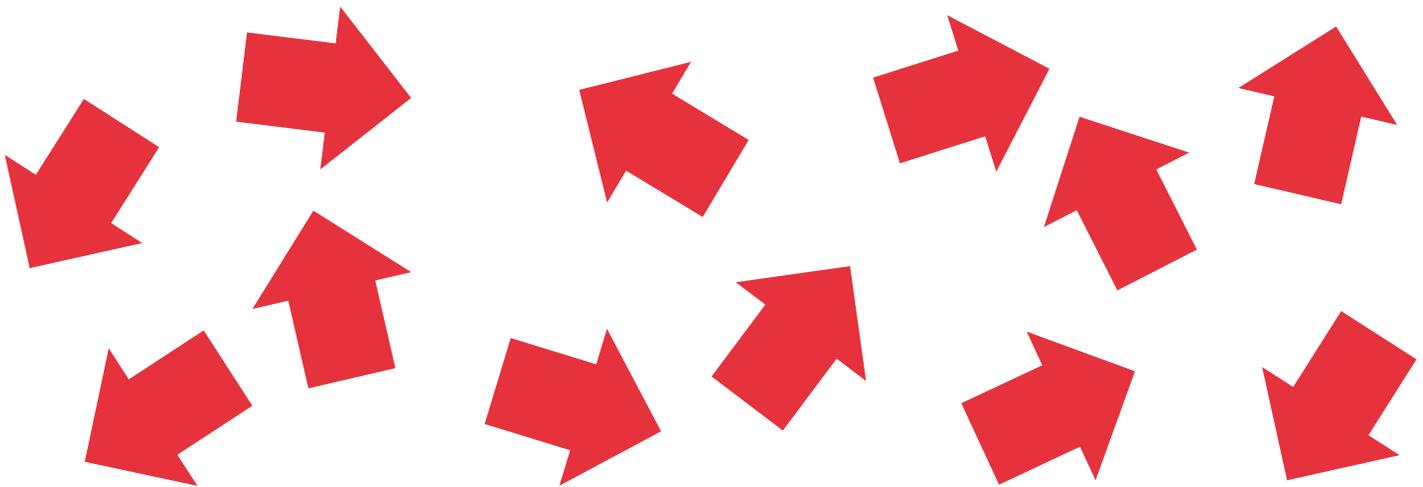
Designkonzept und Schrift
 Ludovic Balland, Basel
Redesign CI und Cover
 Anthony Bertschi, Nils Fisch
Lithografie
 Andreas Muster



Leidenschaft kennt keine Grösse.

**Offenheit, Meinungsvielfalt und
Unabhängigkeit. Wie viel ist Ihnen das wert?
Abonnieren Sie jetzt.**

Informieren Sie sich auf www.tageswoche.ch/abo



Weil das Leben nicht immer gradlinig verläuft.

Die Fachstelle für Selbsthilfe in der Region Basel ist
für Sie da: Mit Kontakten zu über 170 Selbsthilfegruppen
zu körperlichen, psychischen und sozialen Themen.
www.zentrumselbsthilfe.ch

 **Zentrum Selbsthilfe**
Finde andere. Finde dich.

AZA
CH-4056 Basel
PP/Journal

Post CH AG

TagesWoche
Neue Medien Basel AG
Spitalstrasse 18, 4056 Basel
Kundendienst: 061 561 61 61
Redaktion: 061 561 61 80
tageswoche.ch



ANZEIGE

TagesWoche
Journalismus für Basel

Aufdeckerin.

Yen Duong, Redaktorin

tageswoche.ch